This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

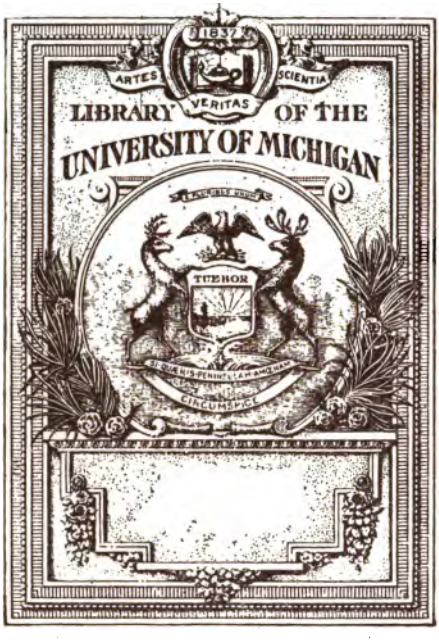
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

BL
25
.R39
SER.3
V.6
A 409201


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

SOW

BL
25
.R39
Ser.3
v.6

Die Schöpfung der Welt

von Professor

Joh. Wendland-Basel.

1. – 10. Tausend.

(Halle a. S. 1905. Gebauer-Schwetschke.)

Tübingen
1906.

J. C. B. Mohr
(Paul Siebeck).

(Inhalts-Verzeichnis am Schluß.)

Einleitung.

Verwundert ſtaunend und aufmerkſam ſieht ein Kind in den erſten Monaten und Jahren des Lebens ſich in der Welt um; es lernt ſeine Umgebung kennen. Allmählich wacht das Fragebedürfnis auf. Es fragt nach dem Woher? Warum? Wie?

Im Kindesalter der Menſchheit iſt es nicht anders geweſen. Aus dem Staunen über die unbegriffenen Geheimniſſe der Natur hat ſich allmählich die Naturwiſſenſchaft entwickelt. Schon vor Jahrtauſenden hat die Menſchheit die Fragen aufgeworfen: Woher ſtammt die Welt mit all ihren wunderbaren und ihren erſchreckenden Erſcheinungen? Woher die ſegenſpendenden und die verheerenden Kräfte? Woher ſtammen ſchließlich Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne? Woher das Meer, woher Pflanzen, Tiere und Menſchen? Und wir gebildeten Menſchen einer neuen Zeit ſtehen vor genau denſelben Fragen:

„O löſt mir das Rätſel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätſel,
Worüber ſchon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter im Turban und ſchwarzen Barett,
Perückenhäupter und tauſend andere
Arme, ſchwitzende Menſchenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“

Wohl verhöhnt Heinrich Heine den alſo Fragenden: „Ein Narr wartet auf Antwort.“ Dennoch können wir uns dies Fragebedürfnis nicht aus dem Herzen reißen, können uns nicht bei der Antwort beruhigen: „Wir

401654

wissen es nicht und werden es nicht wissen." Nur müde gewordene Menschen verzichten auf des Rätsels Lösung. Und heute sind deren viele, die in dem Streit der verschiedenen Weltanschauungen müde geworden sind und Verzichten, Entsagen, Nicht-mehr-fragen für die höchste Weisheit ansehen. Ein mutiges Geschlecht aber, tatkräftig im Denken und Handeln, dringt kühn vorwärts, um den Urgrund des Alls zu erkennen.

Eine müde, skeptische Stimmung trat zuerst in dem tiefsinnigsten Volk der Welt, bei den Indern ein, als die in sich gekehrten Denker ihr Hirn an den letzten Fragen zergrübelt hatten.

„Wer weiß in Wahrheit, wer vermag zu künden,
Woher sie ward, woher sie kam, die Schöpfung?
Die Götter reichen nicht in jene Ferne —
Wer ist's, der weiß, von wo sie ist gekommen?

Von wannen diese Schöpfung ist gekommen,
Ob sie geschaffen, ob sie ungeschaffen;
Das weiß nur er, der Allbeschauer droben
Am höchsten Himmel — oder weiß er's auch nicht? [1])

Am Ende des 19. Jahrhunderts sind eine Reihe vorsichtiger Denker zu demselben Schluß gekommen, den dies alt-indische Lied enthält: Ihr armen Menschlein, gewöhnt euch das Fragen nach den letzten, höchsten Dingen ab. Ihr könnt sie doch nicht erkennen. Darum seid bescheiden in eurem Fragen! Staunenswert viele einzelne Dinge haben wir erforscht; ihr könnt sie von uns lernen. Aber das Fragen nach dem Zusammenhang aller Dinge oder gar nach ihrem Ursprung gebt nur auf. Hier verzichtet der bedächtige Weise.

Doch bevor wir verzichten, wollen wir hören: Was hat die Menschheit seit mehr als vier Jahrtausenden für Antworten gegeben auf die Frage nach dem Ursprung aller Dinge? Was sagt uns vor allem die Wissenschaft unserer Zeit? Wie lösen die großen Denker unserer Tage das Welträtsel?

I. Die Mythen der alten Völker.

Die älteste Form, in der die Menschheit ihre Lebensweisheit ausgesprochen hat, ist der Mythus. In ihm finden wir vereint die Anfänge menschlicher Wissenschaft und den religiösen Glauben an die in der Welt waltenden göttlichen Mächte, zusammengehalten von dichterischer Gestaltungskraft der Phantasie. Schöpfungsmythen gab es bei sämtlichen Völkern der Welt, auch den am niedrigsten stehenden; bei einigen Völkern sind uns nur geringe Reste ihrer Anschauungen von der Entstehung der Welt erhalten, wie bei den Mongolen, Azteken, vielen afrikanischen Stämmen. Ausgeführte Schöpfungsmythen finden wir in Indien, Ägypten, Babylonien, bei den Israeliten, Persern, Griechen, Germanen. Aus der Anschauung der in der gegenwärtigen Welt wirkenden Kräfte schloß die Menschheit unwillkürlich auf die Vorgänge bei der Bildung der Welt. Und zwar hat sie in buntem Gemisch die verschiedenartigsten Kräfte wirksam gedacht: Die durcheinander gemengten Weltelemente seien geschieden worden und so der Fortschritt vom Ungeordneten zum Geordneten hervorgerufen. Am häufigsten wird der Vorgang des Keimens und der Zeugung als Mittel zur Bildung des neuen Weltzustandes angesehen. Im Urwasser oder im Chaos lagen die Keime zu den werdenden Gestaltungen der Welt verborgen (so in ägyptischen, indischen und griechischen Mythen). Oder die Welt wird als ein riesiges Ei betrachtet, das ausgebrütet wurde (in Polynesien, Phönizien, Indien; Reste davon finden sich noch 1. Mose 1, 2: „Der Geist Gottes brütete über den Wassern"). Oder abstraktere, mehr

geistige Mächte sollten wirksam gewesen sein; der Eros (die Liebe — in der griechischen Mythologie wie auch bei Philosophen), der Wille, der Gedanke, die inbrünstige Betrachtung (in indischen Mythen).

Die in der Natur wirkenden Kräfte wurden als persönliche, göttliche Mächte betrachtet, wie wir besonders an der griechischen Mythologie sehen. Himmel und Erde, der Ozean, die Unterwelt sind in ihr göttliche Wesen. Aber auch Finsternis, Nacht, Luft, Tag werden als Gottheiten angesehen. So fließen die Vorstellungen von Naturvorgängen unwillkürlich mit dem Glauben an handelnde göttliche Mächte zusammen. Die Götter stehen nicht als erhabene, der Natur überlegene Wesenheiten über der Welt, sondern sie sind selbst Naturwesen; sie entstehen aus der Natur, werden erzeugt aus dem anfänglichen Urzustande (so in Babylonien, Ägypten, Griechenland, Indien). Aus dem Welten-Ei selber entsteht der höchste Gott, der dann handelnd in die Welt eingreift (so in Ägypten und Indien). Das Wirken der Götter wird dann zum Teil nach Analogie menschlichen Arbeitens vorgestellt. „Chnum im Kataraktengebiet Ägyptens wurde als ein Töpfer vorgestellt, der auf seiner Töpferscheibe das Welten-Ei geformt hatte, woraus alles entstand. Ptah in Memphis hatte als ein Handwerker oder Künstler die Welt gebaut. Neit in Memphis war die große Weberin und wurde in dieser Eigenschaft als kosmogonische Gottheit aufgefaßt.“ [2]) Ebenso bildet Gott Jahve (1. Mose 2) eigenhändig den Menschen aus Ackerkrume; er bläst ihm den Lebensodem in die Nase; er pflanzt einen Garten; er bildet das Weib aus der Rippe des Mannes.

In der Natur finden wir aber zerstörende und bauende Mächte durcheinander. Überschwemmungen, feuerspeiende Berge, brausende Meeresfluten erscheinen wie wilde, gegen alle Ordnung ankämpfende Mächte. So stellte die babylonische Mythe es sich vor: die geordnete Welt sei aus dem Kampf der Lichtgötter (mit dem Gott Marduk an der Spitze) gegen die Ungeheuer der Tiefe hervorgegangen. Ebenso erzählte die griechische Mythe den Kampf des Zeus und der olympischen Götter gegen die Titanen.

Gott und Welt waren nicht scharf gesondert. In Indien wurde am klarsten Gott und Welt pantheistisch zu der ursprünglichen Einheit des All-Einen zusammengefaßt, Durch Scheidung und Unterscheidung sind dann göttliche Wesen und irdisch-menschliche Kräfte aus der ursprünglichen unterschiedslosen Einheit hervorgegangen. Hier wurde zum Ausdruck gebracht: die Welt ist nicht ein wesensfremdes Produkt Gottes, sondern in ihr ist Göttliches enthalten. Dagegen wurde Gott und Welt in der Religion Israels streng gesondert. Die beiden Schöpfungserzählungen des 1. Buches Mose sprechen den Glauben der Propheten an die über die Welt erhabene und die Natur beherrschende Allmacht Gottes klar aus.

Eine große Zahl von Weltschöpfungsmythen ist uns bei den verschiedenen Völkern teils ausführlich überliefert, teils nur in Bruchstücken erhalten. Darum ist es uns hier unmöglich, sämtliche in einem Volk oft durcheinander gehenden Anschauungen wiederzugeben. Wir beschränken uns darum auf die wichtigsten Mythen. Bei der großen Zahl der bei den verschiedenen Völkern wiederkehrenden gleichartigen Elemente wäre es verkehrt, sofort zu schließen, ein Volk habe die Erzählung von dem anderen übernommen. In vielen Fällen wird die Annahme richtiger sein, daß gleichartige Elemente aus gleichartigen Anschauungen unabhängig voneinander entsprungen sind. 3. B. finden wir in räumlich so weit aus einander liegenden Gebieten wie Polynesien, Finnland, Indien, Ägypten die gleiche Vorstellung, daß die gegenwärtige Welt aus einem ausgebrüteten oder sich spaltenden Welten-Ei entstanden sei. Nun gewährt das Himmelsgewölbe überall dem Auge den Anblick einer eiförmigen Schale. Der Gedanke an ein keimendes oder zerteiltes Welten-Ei lag darum stets nahe. So können diese Mythen an verschiedenen Orten unabhängig von einander entstanden sein. Ob die Vorstellung, daß im Wasser die Keime aller Wesen verborgen lagen, sich in Indien, Ägypten, Griechenland unabhängig von einander gebildet hat, oder ob ein Volk diese Theorie von dem anderen übernommen hat, wird wohl zweifelhaft bleiben.

1. Polynesische Mythen.

Verschiedene Schichten von Schöpfungsmythen finden wir bei den Polynesiern. „Nach der einen dieser Sagen hat Tangaloa, der ursprünglich höchste Gott des Himmels, mit seinem Weibe Papa (Erde) alle Götter erzeugt, von welchen dann Mond und Sterne, Meer und Winde und zuletzt die Menschen abstammten. Nach anderer Sage lebte der Gott anfangs in einer Muschel oder einem Ei verschlossen; indem er dasselbe sprengte, wurden aus beiden Schalen Himmel und Erde, und aus dem Schweiß, den er bei diesem Schaffen vergoß, entstand das Meer. Oder wieder anders: Anfangs lebten nur die Götter im Himmel, unter ihnen war das Meer, aber kein Land; da warf Tangaloa ein Stück Erde vom Himmel herab, das zur Insel Tonga wurde und sich immer mehr vergrößerte; oder auch fischte er die Erde aus der Tiefe des Meeres an einer Angelschnur herauf, aber als sie eben halb oben war, zerriß die Schnur, so daß nur einzelne Spitzen – eben die polynesischen Inseln — aus dem Meer hervorsahen." — „Noch eine andere Wendung der Sage, und wohl die späteste, findet sich bei den Maoris*); Himmel und Erde lagen tausende von Jahren so fest aufeinander, daß alles in Finsternis begraben blieb, da beschlossen ihre Kinder, sie zu trennen, was der Gott der Wälder durch sein Anstemmen gegen die Erde und Strecken gegen den Himmel bewirkte. Nun ward es helle, und die Kinder Himmels und der Erde kamen zu Tage. . . . Aber Himmel und Erde weinen in Nebel und Tau noch immer Tränen über ihre Trennung." [3]) Die Menschen werden in diesen Mythen häufig als himmlische, aus der Götterwohnung verirrte Wesen betrachtet. — Man wird in diesen Erzählungen einen Reichtum kindlicher Phantasie finden; einzelne Naturanschauungen wie das Emporragen der Inseln aus dem Wasser oder der Anblick des Himmels, der wie eine Muschelschale oder wie die Hälfte eines Eis erscheint, werden zu Erzählungen ausgesponnen. Gott und Welt aber werden nicht getrennt; beide ge-

*) Auf Neuseeland.

bören zuſammen. Vor allem beim Menſchen wird ein höherer göttlicher Urſprung angenommen.

2. Germaniſche Mythen.

Die germaniſchen Sagen von der Weltentſtehung, die die Edda uns überliefert hat, haben durch das nordiſche Klima ihre Farben erhalten. Die nordgermaniſchen Stämme empfanden den Gegenſatz der kalten Zone im Norden und der heißen im Süden; ſie fühlten die belebende Kraft der Wärme ſüdlicher Länder und die erſtarrende Eiſeskälte des Nordens. In der Edda finden wir mehrere einander ähnliche Mythen.

„Einſt war das Alter, da alles noch nicht war,
Nicht Sand noch See, noch ſalzige Wellen,
Nicht Erde fand ſich noch Überhimmel,
Gähnender Abgrund und Gras nirgend.“ 4)

Vor der Erde war Niflheim entſtanden (= Nebelheim), ein kalter, finſterer Ort. Vor Niflheim gab es im Süden eine Welt, Muspelheim genannt; ſie war heiß und licht, flammend und brennend. Die Glut des Südens traf nun mit dem Eis des Nordens zuſammen. Da entſtand in dem ſchmelzenden Eiſe Leben, ein Rieſe Ymir bildete ſich. Aus dem ſchmelzenden Eiſe entſteht auch Audhumla, die Kuh, die die ſalzigen Eisblöcke beleckt, ſodaß ein Menſch aus dem Eisblock entſteht, namens Buri. Deſſen Sohn Bör erzeugt drei Söhne Odhin, Wili und We, die Beherrſcher der Welt. Dieſe töten den Rieſen Ymir und bilden aus ſeinen Gliedern die Welt.

„Aus Ymirs Fleiſch ward die Erde geſchaffen,
Aus dem Schweiße die See,
Aus dem Gebein die Berge, aus dem Haar die Bäume,
Aus der Hirnſchale der Himmel,
Aus den Augenbrauen ſchufen güt'ge Aſen
Midgard*) den Menſchenſöhnen;
Aber aus ſeinem Gehirne ſind alle hartgemuten
Wolken erſchaffen worden.“

*) = Mittelgarten, die mittlere Gegend zwiſchen dem heißen Süden und dem kalten Norden.

Hierauf fanden Börs Söhne am Strande zwei Bäume und schufen aus ihnen Menschen. Odhin gab ihnen Geist und Leben, Wili Verstand und Bewegung, We Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Midgard wurde dem Menschengeschlecht zur Wohnung angewiesen, während die Götter sich in Asgard ihren Palast erbauten.

Einfacher und kürzer als diese ausführliche Sage ist die folgende:

„Einst war das Alter, da Ymir lebte,
Da war nicht Sand, nicht See, nicht salz'ge Welle,
Nicht Erde fand sich, noch Überhimmel;
Gähnender Abgrund und Gras nirgend.

Bis Börs Söhne die Bälle*) erhoben,
Sie, die das mächtige Midgard schufen.
Die Sonne von Süden schien auf die Felsen
Und dem Grunde entgrünte grüner Lauch."

Die Anschauung, daß der Leib eines Erschlagenen als Stoff bei der Erschaffung der Welt verwendet wurde, werden wir in der babylonischen Mythe wie in Indien wiederfinden. Die Bestimmung des Anfangszustandes durch Negationen („nicht Sand, noch See, noch salzige Welle, nicht Erde fand sich, noch Überhimmel") finden wir ähnlich auch in der zweiten israelitischen Schöpfungsmythe (1. Mose 2. „noch war kein Gesträuch auf dem Felde, noch sproßte keine Pflanze auf der Flur . . . . . und kein Mensch war da, den Boden zu bebauen"), in der babylonischen („als droben der Himmel noch nicht benannt war, drunten die Erde noch keinen Namen trug"), in einem indischen Gedicht („da war nicht Nichtsein, und da war auch Sein nicht; nicht war das Luftreich noch der Himmel drüber"). Es leuchtet ein, daß man den Anfangszustand, das Chaos oder das uranfängliche Sein leichter durch lauter verneinende als durch positive Bestimmungen verdeutlichen kann. So gibt auch der römische Dichter Ovid (43 v. Chr. bis 17 n.

*) Gemeint ist wohl das Emportauchen des Landes aus dem Urmeer; nach anderen sind die Sonne und die Gestirne gemeint.

Chr.) in seiner vielgelesenen Schilderung des Chaos [5]) mehr negative als positive Aussagen.

3. Ägyptische Mythen.

Die ursprüngliche Naturvergötterung und -verehrung in Ägypten[6]) ist unter den Spekulationen von Gelehrten und Priestern zum Pantheismus, teilweise aber auch zum Monotheismus fortgebildet worden. Wir finden eine Reihe von Schöpfungssagen in den einzelnen heiligen Stätten Ägyptens nebeneinander. Gemeinsam ist diesen Sagen das Urwasser Nun, das als Urprinzip des Lebens galt. Es barg in sich die Keime aller Dinge. Diese Theorie ist in Ägypten besonders begreiflich; denn man sah in den fruchtbaren Niederungen des Nil, wie nach den jährlichen Überschwemmungen üppige Vegetation emporsproßte. In diesem Urwasser lagen auch göttliche Wesen verborgen. Jede besondere heilige Stätte ließ den dort angebetenen Gott zuerst aus dem Nun entstehen. Ra, der am meisten verehrte Sonnengott, stieg aus diesem Urwasser hervor, oder er entstand aus einem Ei als ein Vogel oder als ein Jüngling. Die Mythe von Heliopolis stellte den Lokalgott Tum als erste Ursache voran. Auch er sollte aus dem Urwasser hervorgegangen sein. In diesem lagen ferner Queb (Erde) und Nut (Himmel), einer vom andern umschlungen. Tum trennt beide voneinander, indem er Schu und Tefnet erzeugt (wahrscheinlich Luft und Tau). Diese heben Nut von der Erde auf. So kann die Sonne ihren Lauf beginnen. Dann werden die andern Naturgottheiten erzeugt. Nach der Sage von Hermopolis ist es der Gott Thot, der, in dem Urwasser verborgen, Verlangen nach schöpferischer Tätigkeit fühlt. Er sonderte die in dem Urstoff vereinigten Elemente und brachte so vier eng untereinander verbundene Götterpaare hervor: Nun und Nunet, Heh und Hehet, Kek und Keket, Nenu und Nenut. Die Bedeu-

tung dieser Wesen ist unsicher. Einige haben philosophische Begriffe: Materie, Kraft, Finsternis und Ruhe in ihnen gefunden, doch ist das vermutlich von der späteren Spekulation eingetragen. Immerhin liegt wohl schon ursprünglich die pantheistische Anschauung der Einheit von Gott und Welt diesen Mythen zu Grunde. Durch Emanation (Hervorfließen) aus dem Urzustande, der die Keime des Göttlichen und Menschlichen in sich barg, hat alles einzelne sich entfaltet.

Am deutlichsten jedoch wurde in Indien die Entstehung der Welt aus dem All-Einen gelehrt.

4. Indische Mythen.

Das tiefsinnigste Volk der alten Welt, die Inder, haben schon in früher Zeit in Spekulationen über das letzte Seiende sich ergangen. Über alles Konkrete hinaus suchten sie in gestaltlosen Abstraktionen den Urgrund des Daseins zu erfassen. Ein gewaltiger Durst nach Erkenntnis, eine außerordentliche Kraft abstrakter Spekulation und schließlich resignierte Skepsis spricht sich in folgendem Lied aus [7]):

„Da war nicht Nichtsein, und da war auch Sein nicht.
Nicht war das Luftreich, noch der Himmel drüber.
Was regte sich dort? Wo? In wessen Obhut?
Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund?

Nicht Tod und nicht Unsterblichkeit war damals,
Nicht gab's der Tage und der Nächte Anblick.
Von keinem Wind bewegt das Eine atmet'
Aus eigner Kraft. Nicht andres war als dies nur.

Von Finsternis verborgne Finsternisse,
Ein lichtlos Wogen war dies All im Anfang.
Von Öde zugedeckt das leere Eine:
Durch inn'rer Gluten Kraft*) ward es geboren.

*) Andere übersetzen: durch die Macht der inbrünstigen Betrachtung.

Daraus erhob zuvörderſt ſich die Liebe, *)
Sie, die des Geiſtes erſte Samenskraft war.
Des Seins Verwandtſchaft fanden in dem Nichtſein
Die Weiſen, einſichtsvoll im Herzen ſuchend.

Quer haben ihre Meßſchnur ſie gezogen.
Gab es ein Unten dort? Gab es ein Oben?
Da waren Samenſpender, waren Mächte,
Drunten ſelbſteignes Daſein, Spannkraft droben.

Wer weiß in Wahrheit, wer vermag zu künden,
Woher ſie ward, woher ſie kam, die Schöpfung?
Die Götter reichen nicht in jene Ferne —**)
Wer iſt's, der weiß, von wo ſie iſt gekommen?

Von wannen dieſe Schöpfung iſt gekommen,
Ob ſie geſchaffen, ob ſie ungeſchaffen;
Das weiß nur er, der Allbeſchauer droben
Am höchſten Himmel — oder weiß er's auch nicht?"

Was iſt hiernach das weltſchöpferiſche Prinzip geweſen? In dem geſtaltloſen, ununterſcheidbaren Sein regte ſich irgendwann ein Drang zur Geſtaltung; dieſer in dem Weltall ſich regende Wille zum Leben hat die verſchiedenen Daſeinsformen hervorgebracht. Woher aber das All-Eine ſelber ſtammt, das iſt unbegreiflich. Es iſt das letzte Gegebene, zu dem die Spekulation zu dringen vermag. — Ähnlich wie dieſe indiſche Mythe hat auch in neuerer Zeit der Philoſoph Schopenhauer (1788 bis 1860) ſich die Weltentſtehung gedacht. Nicht eine planvolle Weisheit habe das All ins Leben gerufen, ſondern ein blinder, unvernünftiger Wille zum Leben habe ſich einmal in dem All geregt. Auch darin ſtimmt die altindiſche Weisheit mit Schopenhauer überein, daß ſie die Weltentſtehung als den Anfang alles Leidens anſieht. Erſt wenn alle Weſen zu dem uranfänglichen Zuſtand des All-Einen zurückkehren, erſt wenn die Seelen mit der Welteinheit, dem alles durchdringenden „Brahma" ſich wieder vereinen, wird die Erlöſung, die Seligkeit erreicht werden. Daß die Seele des Menſchen mit der Weltſeele eine Einheit bildet, wird in dem in-

*) Nach anderen: der Wille.

**) Andere Überſetzung: Durch des Weltalls Emanation ſind die Götter herwärts gekommen.

diſchen Denken ſtets vorausgeſetzt. Dieſe Einheit zu erkennen iſt der Gipfel aller Weisheit. Durch die Verwandtſchaft alles Seienden untereinander wird auch die Theorie der Seelenwanderung begreiflich. Die indiſche Weltanſchauung iſt pantheiſtiſch. Durch Emanation alles Beſonderen aus dem All-Einen entſtehen die einzelnen Weſen. — Verſchiedenartige Anſchauungen gehen dabei durcheinander. Der Gott Prajapati ſoll durch Erzeugung alles hervorgebracht haben. Oder man ſtellt es ſich mehr philoſophiſch vor: das All-Eine erkennt ſich zuerſt ſelbſt. Darauf wünſcht es ſich einen Zweiten. So entſteht Männliches und Weibliches. — Beſonders eigenartig und charakteriſtiſch für die Art, wie an die altindiſche Religion ſich die Spekulation anſchließt, iſt das Lied Rigveda X, 90. Hier erſcheint das Opfer, das nach der Frömmigkeit der Vedalieder die Macht hat, die Götter zu zwingen, als weltſchöpferiſche Macht. Die Götter bringen Puruſha (d. i. das Urweſen, das den geiſtigen und materiellen Inhalt der Welt enthält) als Opfer dar. Aus dieſem alles durchdringenden Puruſha entſteht alles einzelne: die als Grundlage der Religion geprieſenen Vedalieder — die Tiere. Als die Götter den Puruſha zerteilten, entſtand aus ſeinem Mund der Brahmane, aus den Armen die Krieger, aus den Schenkeln die Bauern, aus den Füßen die Tſchudras (die niedrigſte Kaſte). Aus dem Geiſte entſtand der Mond, aus dem Auge die Sonne, aus dem Munde die Götter Indra und Agni, aus dem Atem Vayu. Aus dem Nabel wurde der Luftraum, aus dem Haupte der Himmel, aus den Füßen die Erde, aus dem Ohr die Weltgegenden.

Beſonders deutlich wird die Weltentſtehung pantheiſtiſch klar gemacht im Anfang des Geſetzbuchs des Manu [8]), der Grundlage der brahmaniſchen Religion: „Dieſes All war eingehüllt in Finſternis, unſichtbar, unenthüllbar, unerkennbar, ſodaß es ganz in Schlaf geſunken war. Sodann wurde der allmächtige, von ſelbſt beſtehende, unſichtbare Gott offenbar, indem er, damit er ſichtbar werde, dieſes All mit den fünf Elementen und allen anderen Dingen ſchuf und die Finſternis ver-

trieb. Der, welcher jenseits der Erfahrung der Sinne, welcher unergründlich, unsichtbar, ewig ist, er, der das Wesen alles Seienden, unbegreiflich ist, trat in die Erscheinung. Voll Sehnsucht und bestrebt, verschiedene Geschöpfe aus seinem eigenen Körper hervorzubringen, schuf er zuerst das Wasser und legte in dasselbe einen Samen. Dieser entwickelte sich zu einem goldenen Ei, glänzend wie die Sonne, in welchem er selbst als Brahma, der Urvater aller Welten, geboren wurde." — „Nachdem dieser Gott in dem Ei ein Jahr geruht hatte, spaltete er es durch seinen bloßen Gedanken in zwei Teile. Aus den beiden Schalen bildete er Himmel und Erde, in die Mitte stellte er den Luftraum, die acht Weltgegenden und den ewigen Ort des Wassers." — Göttliches und Menschliches steht sich in Indien nicht schroff getrennt gegenüber. Ein Verhältnis des Vertrauens, der Freundschaft verknüpft schon in den alten Vedaliedern Menschen und Götter. Die philosophische Spekulation schaut dann das alles durchdringende Göttliche an. Der Menschengeist ist ein Hauch des ewigen göttlichen Geistes. Aus der untrennbaren ursprünglichen Einheit von Gott und Welt (aus der Gott-Natur, wie Goethe sagen würde) ist alles geworden. Dies kommt in den verschiedenen Mythen zum Ausdruck.

5. Griechische Mythen.

In der griechischen Mythologie[9]) waren eine Reihe verschiedener, jedoch nicht wesentlich andersartiger Erzählungen im Umlauf. Ebenso wie in Ägypten und Indien sind die Naturkräfte nicht von den göttlichen Wesen unterschieden. Aus dem Anfangszustande entstehen durch Zeugung oder durch Emanation verschiedene Wesen wie Erde, Himmel, Nacht, Finsternis, Luft, Ozean, Unterwelt, und aus diesen wieder die Göttergeschlechter. Aber entsprechend dem konkreteren Denken und plasti-

schen Anschauen der Griechen gewinnen die einzelnen göttlichen Wesen klare Umrisse. Besonders durch Poesie und bildende Kunst werden sie in scharf umrissener Form festgehalten, während in Indien die alles durchdringende unterschiedslose Einheit viel stärker hervortritt. Homer nennt gelegentlich[10]) den Ozean den Vater und Ursprung aller Dinge, auch der Götter. Er habe mit Tethys, der Mutter, die Götter erzeugt. Die Mythen der älteren Orphiker (d. i. einer auf den sagenhaften Sänger Orpheus sich zurückführenden religiös-philosophischen Schule) lassen aus der „Nacht" alles entstehen. (Zu vergleichen ist die indische Anschauung: „Einst war das All in Finsternis gehüllt, unerkennbar".) Die ausführlichste Erzählung von der Weltentstehung finden wir bei dem Dichter Hesiod (im 8. Jahrhundert v. Chr.)[11]) Hesiod stellt an den Anfang das Chaos, das unterschiedslose Durcheinander. Darauf entstand die Erde, der Tartaros (die Unterwelt) und der Eros (die Liebe). Aus dem Chaos gingen Finsternis und Nacht hervor, aus dieser wieder Äther (der Luftraum) und Tag, die Erde brachte den Himmel (Uranos), Berge und Meer hervor. Aus der Verbindung von Himmel und Erde stammen die Titanen, deren mächtigster Kronos seinem Vater Uranos die Weltherrschaft entreißt. Aber ein jüngeres Göttergeschlecht mit Zeus an der Spitze überwältigt Kronos und die Titanen. Sie werden in den Tartaros geworfen. Die Titanen verkörpern die rohen Naturkräfte, die „sinnlos walten." Die Mythe feiert den Sieg einer geistigen Weltordnung über die blinden Mächte des Alls. Wahrscheinlich hat auch die Anschauung von Erderschütterungen und vulkanischen Ausbrüchen der Mythe die Farben verliehen. – Ähnliche Theorien wie bei Hesiod finden sich bei dem Geschichtsschreiber Akusilaos, der aus dem Chaos Finsternis und Nacht, aus diesen Äther, Liebe und Denken hervorgehen läßt. Der Philosoph Pherekydes stellt die Dreiheit: Zeus, Chronos, (die Zeit, die dann oft mit dem alten Gott Kronos vermengt wurde, mit dem sie ursprünglich nichts zu tun hat) und Erde voran. Chronos bringt aus sich selbst Feuer, Luft und Wasser hervor. Zeus verwandelt sich zum Zweck der Weltbildung in den Eros

(die Liebe als zeugende Naturkraft; zu vergleichen sind die indischen Theorien). Das Welten-Ei der ägyptischen und indischen Mythologie finden wir wieder bei dem Weisen Epimenides (im 7. Jahrhundert v. Chr.) und in den jüngeren orphischen Mythen. Sonst begegnen wir auch hier den meisten der von Hesiod her bekannten Wesen wieder. Epimenides läßt aus Luft und Nacht den Tartaros hervorgehen, aus diesen zwei Wesen, deren Mischung das Welten-Ei ergab, das die Keime zu allem Werdenden enthielt. Die eine der orphischen Mythen stellt als erstes Prinzip den Chronos voran; aus ihm entspringt Äther und Chaos, und diese ergeben das Welten-Ei, das die Gottheiten in sich birgt. Eine andere orphische Mythe läßt ebenso in dem Welten-Ei die Keime aller Dinge verborgen sein und aus ihm auch Zeus, den Weltbildner, entstehen, der als die alles umfassende Weltordnung auch Pan (das All) genannt wird. Die Orphiker faßten ähnlich wie die Inder pantheistisch den alles durchflutenden Strom des Lebens als das Göttliche auf. Die einzelnen Götter verschwanden ihnen in dem allgemeinen Göttlichen.

6. Babylonisch-assyrische Mythen.

Das Urwasser, aus dem in Ägypten wie in Indien alles hervorgehen soll, finden wir in der uranfänglichen Meerflut (Tiamat) in Babylonien wieder. Auch dort entstehen wie bei Hesiod aus dem Urzustande Göttergeschlechter, die sich befehden.

Aus der Bibliothek des Assyrer-Königs Assurbanipal, der 668—626 v. Chr. in Ninive regierte, haben wir auf Tontafeln in Keilschrift unter anderen Überresten heiliger Überlieferungen der Vorzeit auch das alt-babylonische Weltschöpfungs-Epos [12]) in erheblichen Bruchstücken erhalten. Es beginnt mit den Worten:

„Einst als droben Der Himmel nicht benannt war,
Drunten die Erde Keinen Namen trug,

Als der Ozean, der uranfängliche, Beider Erzeuger,
Und das Getose Tiamat,*) Die beide gebar,
Ihre Wasser in eins Zusammenmischten,
Als kein Feld noch gebildet, Kein Rohr noch zu sehen,
Einst da von den Göttern Kein einziger entstanden,
Kein Name genannt, Kein Los bestimmt war.
Da wurden geschaffen Die Götter,
Luhmu und Lahamu entstanden,
Größte Zeitläufe schwanden."

Eine Reihe göttlicher Wesen tritt durch Erzeugung ins Leben. Die Meerflut Tiamat fühlt ihre Herrschaft von dem später entstandenen Göttergeschlecht bedroht. Denn dies neue Göttergeschlecht will Ordnung in die Welt hineinbringen. Tiamat dagegen will das Durcheinander, das Chaos beibehalten. Ein Teil der Götter hält es mit Tiamat, der andere mit den Göttern des Lichts und der Ordnung. Tiamat rüstet sich zum Kampf, sie erschafft greuliche Ungeheuer, riesige Schlangen mit spitzen Zähnen, wütende Giftnattern mit hochaufgeschwollenem Leibe, einen rasenden Hund, einen Skorpionmenschen, einen Fischmenschen und einen Widder. Schonungslose Waffen trugen diese Ungetüme, nicht fürchtend die Schlacht, unüberwindlich für den Feind. Die oberen Götter geraten in Furcht vor Tiamat und ihren Ungeheuern. Allein Marduck (der Gott des Frühlings, zugleich Stadtgott von Babylon) erbietet sich, die Tiamat zu besiegen. Die anderen Götter versprechen ihm, er solle der oberste Gott sein, wenn er Tiamat besiegt. Darauf nahm Marduk seinen Bogen, er gürtete sich mit einem Schwert, schuf einen Blitz, machte ein Riesennetz, Tiamat mit ihren Ungeheuern zu fangen. Er schuf einen Orkan, der ihm helfen sollte. Dann bestieg er seinen Kriegswagen. Tiamat schrie laut auf, als sie ihn erblickte, da ließ Marduk den Orkan in ihren Rachen hinein wehen, füllte mit grimmigen Winden ihren Leib an, daß ihr die Besinnung schwand. Dann stieß er ihr sein Schwert tief in den Leib, zerschnitt ihre Eingeweide und warf den Leichnam hin. Die anderen Götter, die Helfer Tiamats, erbeben, als die Führerin bezwungen war. Sie wenden

*) D. i. die Meerflut.

sich zur Flucht. Aber sie werden in dem Riesennetz gefangen samt den Ungeheuern, die Tiamat geschaffen. Dann teilte Marduk die Tiamat in zwei Hälften. Die eine Hälfte machte er zum Himmelsdach, zog einen Riegel davor, die Wasser nicht herauszulassen. Die andere Hälfte befestigt er dem Himmel gegenüber: die Erde. (Hier müssen wir uns erinnern: Tiamat bedeutet die Meerflut. In dem hebräischen Schöpfungsmythus ist zu vergleichen 1. Mose 1, 7: „Gott machte die Feste, daß sie die Wasser unter der Feste schiede von den Wassern über der Feste.") Darauf setzte er die Standorte fest für die Gestirne und für den Mond, Monate und Tage anzuzeigen. (Vgl. 1. Mose, 1, 14: „Es sollen Lichter sein an der Himmelsfeste, zu scheiden Tag und Nacht; sie sollen Zeichen sein für Festzeiten, Tage und Jahre.") In dem folgenden nicht mehr vorhandenen Stück wird dann vermutlich die Scheidung von Land und Wasser, die Entstehung der Tiere erzählt sein. Schließlich wurde der Mensch aus Ton gebildet, in welchen Marduk einen Tropfen Götterbluts hineinmischte.

Die babylonische Mythe scheint aus der Anschauung einer tosenden Brandung hervorgegangen zu sein oder einer alles verheerenden Überschwemmung, wie sie in Mesopotamien häufig vorkam. Wer je eine wütende Brandung angesehen hat, dem mag es scheinen, als ob alle Ungeheuer der Tiefe gegen jede Ordnung anstürmen. Oder wer eine Überschwemmung erlebt hat, muß es mit ansehen, wie die Fluten alles zerstören, was sich ihnen in den Weg stellt. Es ist, als wollte das anfängliche Chaos wiederkehren.

Das kindliche Denken alter Völker personifizierte solche Naturerscheinungen, es sah hinter ihnen Götter. Auch wir sprechen noch heute von dem Wüten eines Unwetters, von einem grollenden Gewitter, von einer tobenden Flut. Darin liegt ein bedeutender Rest solches Personifizierens von Naturerscheinungen. Ebenso wenn Maler wie Böcklin das „Spiel der Wellen" darstellen wollen, so erschafft ihre Phantasie wieder Meerungetüme und Nixen; oder vielmehr sie nimmt die in dem „Zeitalter der göttlichen Phantasie" geschaffenen Gestalten

wieder auf. So nüchtern sind wir nicht geworden, daß wir die gewaltige Poesie jener Mythen nicht mehr verstehen könnten. Wir begreifen, daß es nicht leere Phantastereien gewesen sind, aus denen jene Erzählungen entstanden sind. Vielmehr Beobachtung von Naturvorgängen und Nachdenken über sie wird in ihnen kund.

Die Mythe feiert den Sieg der Frühlingssonne über die wirr durcheinander flutenden Urwasser; zugleich preist sie die Herrschaft Babyloniens über die Nachbarstämme, indem der babylonische Stadtgott Marduk zum höchsten Gott über alle anderen Götter erhoben wird.

7. Phönikische Mythen.

Die Schöpfungsmythen der Phönikier [18]) sind uns nur in Quellen zweiten Ranges erhalten. Nach der einen Mythe existierten unendliche Zeit hindurch nur Lufthauch oder Geist und finsteres Chaos. Da regte sich in dem Geist Begehren. Dadurch entstand Mot, der Urschlamm, der den Samen aller Dinge enthielt. Die Mot gestaltete sich zum Welten-Ei. In diesem strahlen die Gestirne hervor. Hierauf entstehen die Tiere und dann die Menschen. Die Ähnlichkeit dieser Mythe mit der in 1. Mose 1 uns überlieferten israelitischen Sage fällt in die Augen. Der Lufthauch oder Geist über dem Chaos erinnert an 1. Mose 1, 2: „Der Geist Gottes brütete über den Wassern." — Nach einer anderen phönikischen Mythe geht aus dem Begehren und dem Urnebel der Lufthauch hervor, der sich zum Welten-Ei bildet.

Da die israelitische Kultur sich mit der phönikischen wie mit der babylonischen geographisch und geschichtlich nahe berührte, wird es nicht zufällig sein, daß auch die Schöpfungserzählungen dieser Völker so viel gemeinsames Gut besitzen.

8. Israelitische Mythen.

Im 1. Buch Mose stehen zwei verschiedene Schöpfungserzählungen voran. [14]) Die an zweiter Stelle uns überlieferte beginnt mit den Worten Kap. 2 v. 4*): „Zu der Zeit, als Gott Jahve Erde und Himmel machte, war auf der Erde noch kein Gesträuch auf dem Felde, und noch sproßte keine Pflanze auf der Flur. Denn Gott Jahve hatte noch nicht regnen lassen auf die Erde, und kein Mensch war da, den Boden zu bebauen. Es stieg aber ein Nebel von der Erde auf und tränkte die ganze Oberfläche des Bodens. Da bildete Gott Jahve den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies den Lebensodem in seine Nase; so wurde der Mensch ein lebendiges Wesen." Diese ältere Mythe ist wahrscheinlich im 8. oder 9. Jahrhundert v. Chr. schriftlich aufgezeichnet. Jahve wird hier noch nicht, wie es unserer geläuterten Denkweise entspricht, als rein geistiges, allgegenwärtiges Wesen gedacht. Sein Schaffen wird vielmehr menschenartig vorgestellt. Er formt eigenhändig den Menschen aus Ackerkrume, er bläst ihm den Lebensodem in die Nase. (So erklärt der Mythus das Rätsel des Lebens. Das Leben hängt mit dem Atem zusammen. Gott hat dem Menschen von seinem eigenen Atem eingeblasen.) Jahve bildet selbst das Weib aus einer Rippe des Mannes und schließt die Stelle mit Fleisch zu. Er geht in der Abendkühle in dem Lustgarten spazieren, in den er die ersten Menschen gesetzt hat. — In einem wasserarmen Lande wie Palästina wird der Anfang dieser Erzählung verständlich. Denn hier lehrt der Augenschein das, womit die Geschichte beginnt. Wenn noch kein Regen gefallen ist, gibt es auch keine Vegetation. Sobald dagegen Regen fällt, sproßt in Palästina üppiges Pflanzenleben auf. Die andere Erzählung (1. Mose 1), die mit dem Urwasser beginnt, wird in dem Überschwemmungsgebiet des Euphrat und Tigris verständlich.

In der Erzählung 1. Mose 2 dreht sich alles um den Menschen. Um seinetwillen schafft Jahve einen

*) Die Kapitel- und Verseinteilung der Lutherbibel führt hier den Leser in die Irre.

Luſtgarten, der, von den vier Weltſtrömen bewäſſert, reichliche Frucht trägt und mühelos den Menſchen nährt. Um ſeinetwillen werden die Tiere geſchaffen. Dieſe aber ſind keine paſſende Geſellſchaft für ihn. Darum wird das Weib aus einer Rippe des Mannes gebildet. So erklärt es ſich, daß ſie zu engſter — fleiſchlicher — Gemeinſchaft mit ihm beſtimmt iſt.

Dieſer lieblichſten aller Mythen liegt die ſchwermütigſte Betrachtung des Lebens, wie es gegenwärtig iſt, zugrunde. „Eitel Not und Arbeit, ein Frondienſt ſind des Menſchen Tage, ausſichtsloſer Frondienſt, denn der Lohn iſt, daß man wieder zur Erde wird, davon man hergenommen. An ein Leben nach dem Tode kein Gedanke, als eine verſcherzte Möglichkeit gilt das Leben ohne Tod.“ [15]) Vergangen, für immer dahin iſt die Kindheitszeit des Menſchengeſchlechts; durch eigene Unbeſonnenheit iſt das Kinderglück verſcherzt, in welchem die Menſchen ohne Mühe und Arbeit, ohne Schmerzen und ohne Kämpfe gegen das widrige Schickſal ſich von den Früchten des Landes nährten. Einen Zuſtand harmloſen Glückes, freilich auch kindlicher Unwiſſenheit haben die Menſchen durch Torheit und eigene Schuld gegen die Mühſal der Gegenwart eingetauſcht.

Dieſelbe Schwermut liegt auf der Mythe, die der griechiſche Dichter Heſiod in ſeinen „Werken und Tagen“ berichtet. „Im goldenen Zeitalter lebten die Menſchen unter Kronos ohne Sorgen und Mühen den Göttern gleich; nach einem glücklichen Leben war ihr Ende eher ein Einſchlafen als ein Sterben; nach ihrem Tod wurden ſie zu Dämonen, die als Wächter des Zeus der Menſchen Handel und Wandel durchſchauen; Reichtum austeilen, den Tugendhaften Segen beſcheeren.“ „Nach dem goldenen Geſchlecht ſchufen die Olympier das ſilberne; die Menſchen lebten wohl 100 Jahre lang als Kinder, glücklich, aber ohne Einſicht, dann kehrten ſie ſich in Übermut gegen einander und ehrten die Götter nicht, darum raffte ſie Zeus hinweg. Auch ſie ſind ſelige Unterirdiſche geworden und empfangen Ehren, aber weniger als die Dämonen des früheren Geſchlechts. Dann kam die kupferne Zeit: Die Menſchen waren

furchtbar und kriegerisch, nährten sich von tierischer Nahrung und rieben sich in Kämpfen auf, um schließlich ruhmlos zum Hades zu fahren. Das vierte Geschlecht war das der Heroen, der Götterſöhne, die bei Theben und Troja Ruhm erworben haben. Dort waren sie früh gefallen, aber Zeus hat sie in die seligen Inseln versetzt, ferne wo der Okeanos strömt. Dort schenken ihnen Äcker und Bäume dreimal jährlich ihre Früchte, und sie führen ein herrliches Leben. Auch dieses Geschlecht lebt nicht mehr auf Erden; der Dichter steht im fünften Geschlecht; es ist die eiserne Zeit, in der Kummer und Sorge das allgemeine Los sind und die Götter den Menschen immer neues Elend zuschicken. Wohl sind auch in dieser schlimmen Zeit noch Gut und Übel gemischt, aber es droht eine immer düsterere Zukunft: der Tag wird kommen, wo alle Bande sittlicher Scheu und Scham reißen." [16])

Noch einmal hat Rousseau im 18. Jahrhundert dies Lied der Sehnsucht: Von der Kultur zurück zur Natur! bezaubernd gesungen und viele damit fortgerissen. Aber ob in Wirklichkeit die Urzeit eine Zeit kindlicher Freude war? ob die Urreligion kindliche Ehrfurcht und Vertrauen auf Gott oder Götter war, deren Walten man in den Segnungen der Natur empfand? Wer möchte das mit völliger Sicherheit behaupten! In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat man in Verallgemeinerung der Darwin'schen Theorie vom Kampf ums Dasein vielmehr angenommen: die ersten Menschen haben, mit Keulen bewaffnet, in Höhlen sich versteckend, ihr Leben im Kampf gegen wilde Tiere und Ungeheuer der Vorzeit gefristet. Erst allmählich seien als Grundlagen alles Zusammenlebens Recht und Gesetz entstanden. Wer will hier mit Zuversichtlichkeit entscheiden? Gerade für die Urzeit gebührt uns vorsichtige Zurückhaltung, je mehr andere ihre Phantasie spielen lassen, um ein farbenreiches Bild des ersten Menschengeschlechts zu entwerfen.

Indessen über dem farbenreichen Gemälde dieses Mythus dürfen wir die Hauptsache nicht vergessen. Wenn der Erzähler auch die göttliche Tätigkeit in kindlich naiver Form als eigenhändiges Bilden und Formen

vorgestellt hat, das Wichtigste ist: der Mensch verdankt sein Dasein dem klaren, selbstbewußten Schaffen der Gottheit. Noch deutlicher tritt dieser Grundgedanke der israelitischen Religion in der vorangestellten ersten Erzählung hervor.

Dieser jüngere Schöpfungsbericht, mit dem unser Altes Testament beginnt, ist in einer späteren, geistig fortgeschritteneren Zeit aufgezeichnet worden. Aufgeklärter, nüchterner, verständiger ist der Mensch geworden. Der Blick reicht weit über die Landesgrenzen hinaus. Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne sucht der Erzähler in ihrem Entstehen zu begreifen. Man vertrug nicht mehr, daß Gott eigenhändig den Menschen gebildet habe, daß er im Garten spazieren gehe. Geistiger, erhabener wird er gedacht. Sein Befehlswort erschallt, und siehe da, alles entsteht. Freilich fehlen die prächtigen Farben orientalischer Phantasie, mit denen die Götterkämpfe von den Babyloniern und von den Griechen erzählt wurden. Es fehlt auch die Poesie der Paradieserzählung. Dafür ist hier das verständige Nachdenken über die Natur erwacht. Es ist derselbe theoretische Trieb der Naturerklärung, der in Griechenland in den jonischen Naturphilosophen Thales und seinen Nachfolgern lebendig wurde. [17])

Der Mensch sucht das Geheimnis der Welt zu ergründen, wie Gott es gemacht hat, die Welt aus dem Chaos zu bilden. „Im Anfang, als Gott Himmel und Erde schuf, — die Erde war aber wüste und leer, und Finsternis lag auf dem Ozean, und Gottes Geist brütete über den Wassern — da sprach Gott: Es werde Licht! und es ward Licht."

Auch hier finden wir wie in den ägyptischen, babylonischen, griechischen, phönikischen Mythen das Chaos am Anfang, das als Wasserflut vorgestellt wird. Woher aber stammt das Chaos? Darauf gibt die Erzählung keine Antwort. So weit reicht die Abstraktionskraft des Verfassers nicht. Das Chaos wird ebenso wie bei andern Völkern als das uranfänglich Gegebene angesehen. Eine „Schöpfung aus Nichts" ist hier nicht gelehrt. (Dieser Ausdruck findet sich zuerst 2. Macc. 7,

28, also erst in einem Buche unserer Bibel, das kurz vor Christi Geburt geschrieben ist.) Vielmehr: Gott schafft die Welt „aus dem gestaltlosen Weltstoff“ heraus. Das mit „Ozean“ übersetzte Wort (Tehom) ist dasselbe wie Tiamat in Babylonien. Das beweist ebenso wie andere gemeinsame Züge: die Israeliten haben diese Schöpfungserzählung von der älteren babylonischen Kultur übernommen. Zugleich aber ist sie im Geist der geläuterten Religion der Propheten Israels völlig umgebildet worden. Auch der über dem Urmeer brütende Gottesgeist hat seine Parallelen bei andern Völkern, besonders bei den Phönikiern. Dieser brütende Gottesgeist und der persönlich durch sein Allmachtswort schaffende Gott sind zwei verschiedene Vorstellungen, die nicht recht zu einander passen. Ein neuerer Bibelforscher, Gunkel, vermutet darum mit Recht, daß in der zu Grunde liegenden Mythe gestanden habe: durch den brütenden Gottesgeist hätten die Keime der einzelnen Wesen und Gottheiten sich entwickelt und aus dem Urwasser gesondert. Aber dieses Hervorgehen der einzelnen Gottheiten aus dem Werdeprozeß der Welt habe sich nicht mit dem geläuterten Geist der prophetischen Religion vertragen; darum sei die alte Mythe umgebildet worden. Darin zeigt sich der Fortschritt der israelitischen Frömmigkeit. Klar erhebt sich der prophetische Glaube an die weltbeherrschende Macht Gottes. Verschwunden ist die Anschauung vom Kampf der Gottheit gegen die widerstrebenden Elemente, gegen die der Ordnung sich widersetzende Urflut. Diese mehr mythologischen Anschauungen klingen in einigen poetischen Stellen der Psalmen, des Hiobbuches und der Propheten noch durch[18]), so z. B. Psalm 104 V. 6—7: „Über den Bergen standen die Gewässer. Vor deinem Drohen flohen sie, von deinem Donnerhall verscheucht.“ Noch deutlicher wird an anderen Stellen die Bändigung der Allgewalt des Meeres unter der Form der Zerteilung eines Meerungetüms, wie sie die babylonische Mythe uns bot, dargestellt So heißt es Jesaja 51 V. 9—10: „Wach auf, wach auf! Gürte dich mit Kraft, du Arm Jahves! Wach auf wie in der Vorzeit Tagen, unter den uralten Geschlechtern! Warst du

es nicht, der das Ungetüm zerhieb, der den Drachen zum Tode traf?"

Nüchterner, prosaischer, reflektierter, mehr wissenschaftlicher Geist herrscht in der ersten Schöpfungserzählung. Kein eigenhändiges Bilden Gottes, kein Kämpfen und Siegen mehr, sondern Gott steht erhaben über die Welt da. „Er spricht, so geschieht es. Er gebietet, so steht es da." (Psalm 33 V. 9). Das Wort ist der Ausdruck des rein geistigen Schöpferwillens. Die Erkenntnis des rein geistigen weltbeherrschenden Gottes ist mit der damals erreichbaren naturwissenschaftlichen Weltkenntnis zu einer harmonischen Einheit verschmolzen.

Mangelnde religionsgeschichtliche Bildung wie eine verkehrte Theorie von der Unfehlbarkeit der Bibel haben dahin gewirkt, daß man übersah: die naturwissenschaftlichen Kenntnisse des Schreibers jener Schöpfungserzählung können nur die seiner Zeit zugänglichen gewesen sein. Es ist darum selbstverständlich, daß der Erzähler nach der Weise des ganzen Altertums die Erde für den Mittelpunkt der Welt hielt. Der Himmel war für ihn ein festes Gewölbe, an dem die Gestirne als Leuchten befestigt waren. Darum schien es ihm natürlich, daß Sonne, Mond und Gestirne erst nach der Erde am vierten Schöpfungstage geschaffen seien, zu dem Zweck die Erde zu beleuchten und Tages- und Jahreszeiten einzuteilen. Auch von den unendlich langen Erdperioden, die die neuere Geologie festgestellt hat, konnte er noch nichts wissen.

Der religiöse Wert der Erzählung liegt in der klaren Erkenntnis der absoluten, weltbeherrschenden Macht Gottes. Auch naturwissenschaftlich hat er, so weit es seiner Zeit erreichbar war, staunenswert richtige und tiefe Blicke in das Geheimnis der Weltentstehung getan. So ist z. B. auch für unser naturwissenschaftliches Denken vollkommen richtig dargestellt: zuerst wurde Land und Wasser geschieden, dann entstand unsere Pflanzenwelt; dann Seetiere, Vögel, wilde Tiere und Haustiere. Erst als Abschluß der Schöpfung wurde der Mensch geschaffen. Die neuere Geologie hat es bestätigt, daß etwa in dieser Aufeinanderfolge die Schöpfung

entstanden sein mag. Daß der Erzähler freilich noch nicht mit Jahrmillionen gerechnet hat, die vergingen, bis eine neue Epoche eintrat, ergibt sich klar aus dem Wortlaut, der von wirklichen Tagen handelt. Auch daß Gott ermüdet vom Schöpfungswerk sich am siebenten Tage ausruht, ist eine unserer Denkweise nicht mehr angemessene Vorstellung.

Der Gedanke einer stufenweisen Weltschöpfung ist der naturwissenschaftliche Fortschritt dieser Sage. Über ihm aber dürfen wir den religiösen Fortschritt nicht übersehen, der noch weit deutlicher in die Augen springt. Verschwunden ist hier die Anschauung von sich befehdenden Göttergeschlechtern. Klar und groß erhebt hier der Glaube an den einen, Natur und Geschichte beherrschenden Gott sein Haupt. Ist doch Klarheit der Erkenntnis wie Sicherheit des religiösen Gefühls nur in diesem Glauben zu erreichen: Gottes Schöpferwille, der einst das All geschaffen, durchwaltet die Welt. Es gibt keine Macht im Himmel und auf Erden, die ihm die Herrschaft streitig machen oder sich wider ihn auflehnen könnte. Es ist dies der Glaube der großen religiösen Reformer, der Propheten Israels. Altebräischer Glaube war es: Jahves Macht reicht bis an die Landesgrenze. Jenseits herrschen die Götter anderer Völker. Wird Israel geschlagen, so ist das ein Zeichen, daß ein fremder Gott mächtiger war. Erst die großen Propheten sprechen die klare Erkenntnis aus: alle Völker sind ein Werkzeug in Gottes Hand, aber nicht ein Spielball seiner Laune; sondern Recht und Gerechtigkeit auf der Erde durchzusetzen, das ist das Ziel seiner Weltregierung. In den großen Katastrophen der Geschichte Israels wurde das den Propheten, einem Amos, Jesaja, Jeremia und dem unbekannten Verfasser von Jesaja 40 ff. deutlich: Der Gott der Gerechtigkeit ist Herr der Geschichte. Diese Erkenntnis aber bekam ihren festen Halt, ihren gewissermaßen wissenschaftlichen Ausdruck nur durch die andere: dieser Gott ist der Herr der Schöpfung. Gott, der einst die widerstrebenden Elemente zur Ordnung gezwungen, weiß auch im Wüten der Völker gegen einander das Recht durchzusetzen. Propheten wie Psalmdichter reihen ste-

die Machttaten Gottes in der Geschichte an seine Machtbeweise in der Natur an. Die letzten müssen den ersten zum Beweis dienen.

„Seht ihr's denn nicht ein?
Hört ihr's denn nicht?
Hat man's euch nicht vorlängst verkündet?
Habt ihr nicht nachgedacht, was die Grundfesten der Erde lehren?
Er ist's, der da thront über dem Erdenrund,
Dessen Bewohner Heuschrecken gleichen;
Er spannt den Himmel aus wie einen Flor,
Breitet ihn hin wie ein Zelt zum Wohnen.
Fürsten macht er zu nicht,
Die Herrscher läßt er verschwinden.
Kaum sind sie gepflanzt,
Kaum sind sie gesät,
Kaum wurzelt im Boden ihr Stamm,
So bläst er sie an, daß sie verdorren,
Und der Sturmwind rafft sie weg wie Spreu.
Und wem wollt ihr mich vergleichen,
Daß ich wäre wie er? spricht der Heilige.
Hebt doch zum Himmel eure Augen und sehet:
Wer hat diese geschaffen?
Er, der ihr Heer aufgehen läßt nach ihrer Zahl,
Der sie alle mit Namen ruft,
Dem auch nicht eins ausbleibt
Ob seiner großen Macht und Allgewalt."

„Ich bin Jahve und kein andrer,
Und außer mir gibt es keinen Gott.
Ich bilde das Licht und schaffe das Dunkel.
Ich wirke Glück und bringe Unglück.
Ich, Jahve, tue dies alles!
Träufle, o Himmel, von droben,
Ihr Wolken, lasset rieseln das Glück!
Die Erde tue sich auf und lasse Heil sprossen
Und Gerechtigkeit erblühen allzumal!
Ich, Jahve, schaffe es!"

(Jesaja 40, 21—26; 45, 5; 7—8;) [19])

„Wie lange noch, o Gott, soll der Feind uns höhnen?
Deinen Namen schmähen fort und fort?
Warum doch ziehst du deine Hand zurück?
Heraus damit aus deinem Busen, und tilge!
Du, Gott, bist ja mein König von Alters her,
Du schaffst Sieg auf Erden!
Du hast machtvoll das Meer zerteilt.
Hast zerschlagen die Köpfe der Drachen im Meer,
Hast zerschmettert die Häupter Leviathans,
Ihn zum Fraß den Wüstentieren gegeben.

Du ließeſt Quelle und Bach ſprudeln,
Immerfließende Ströme verſiegen.
Dein iſt der Tag und dein iſt die Nacht,
Du haſt Sonne und Mond befeſtigt.
Haſt alle Gewalten der Erde eingeſetzt;
Sommer und Winter, du haſt ſie geſchaffen."
„Steh auf, Gott! führe deinen Streit!
Gedenke der Schmach, die der Gottloſe täglich dir antut!"
(Pſalm 74.)

Dieſem prophetiſchen Glauben an die ſelbſtbewußt über der Welt waltende, von der Welt geſchiedene Gottesmacht gibt die Schöpfungserzählung 1. Moſe 1 einen klaſſiſchen Ausdruck, während man in den indiſchen Mythen eine bezeichnende Ausprägung des Glaubens an die Verwandtſchaft von Gott und Welt ſehen darf.

9. Perſiſche Mythen.

Auf einer hohen Stufe ſteht die auf die prophetiſche Verkündigung Zarathuſtras zurückgehende Religion der Perſer [20]). In ihr ſtehen zwar dualiſtiſch der gute und der böſe Gott, Ahura Mazda und Angromainju, ſich gegenüber. Beiden zur Seite ſteht eine Reihe ihnen untergeordneter Geiſter. Aber dieſer Dualismus nähert ſich dem Monotheismus an, denn Ahura Mazda und den ihm untergeordneten Geiſtern gebührt allein Verehrung. Ferner iſt der Sieg des guten Gottes über den Geiſt der Finſternis gewiß. Ahura Mazda hat die höhere Macht und wird am Ende der Weltzeit über die Welt des Böſen völlig geſiegt haben. Die innere Verwandtſchaft der Zarathuſtrareligion mit dem ethiſchen Monotheismus ſcheint auch in Israel empfunden zu ſein. Denn Kyros, der wahrſcheinlich ein Zarathuſtra-Verehrer war, wird als Knecht Gottes und Geſalbter Gottes geprieſen (Jeſaja 44, 28, 45, 1—4). Seine Kriegszüge und Siege vollführt er im Namen und Auftrag des höchſten Gottes.

Nach der Verkündigung Zarathuſtras iſt Ahura Mazda der Schöpfer der Welt. Er hat die Menſchen und alles Gute in der Welt geſchaffen. Woher aber ſtammt das Böſe, das Übel und die Sünde, wenn dieſe

Welt aus der Hand des guten Gottes hervorgegangen ist? Das Böse in der Welt ist das Werk Angromainjus. Denn überall da, wo Ahura Mazda Gutes schafft, setzt Angromainju ihm die Schöpfung des Bösen entgegen, die das Gute verderben soll: schlechtes Land, schlechtes Klima, giftige Insekten, reißende Tiere, Krankheiten, böse Lüste und Sünden. Unfruchtbarkeit ist sein Ziel. Alles was kahl und öde ist, Sumpf und Moor, Fels und Haide sind Lieblingsstätten der bösen Geister. Aber Ahura Mazda ist mächtiger als sein Gegner. Das Reich des Bösen ist dem Untergange geweiht.

Nach der späteren persischen Dogmatik sollte die ganze Weltzeit 12 000 Jahre dauern. Zuerst schuf Ormuzd (d. i. Ahura Mazda) seine himmlische Welt, die 3000 Jahre von Ahriman (d. i. Angromainju) unbehelligt blieb. Dann erst schaute Ahriman diese Lichtwelt und stürzte sich auf sie, sie zu vernichten. Aber die Macht des Ormuzd war stärker. Er macht schließlich den Vorschlag, den Entscheidungskampf erst nach 9000 Jahren eintreten zu lassen. Inzwischen sollte das Gute mit dem Bösen in der Welt sich mischen. Ormuzd weiß voraus, daß schließlich seine Schöpfung sich mächtiger erweisen wird als die des Ahriman. Aber die letzte Entscheidung steht noch aus.

Eine überaus kraftvolle Religion hat Zarathustra verkündigt. Die Menschen sind berufen, in diesem großen Kampfe nicht gleichgiltige Zuschauer zu bleiben. Sie sollen die Werke Ahura-Mazdas fördern, sie sollen Mitarbeiter Gottes an seinem großen Werke, an der Besiegung Angromainjus werden. Alle positive, Leben fördernde, Kultur schaffende Arbeit ist sein Werk: Ackerbau, Urbarmachen des Bodens, Bewässerung des trockenen Landes, Austrocknen des Sumpfigen, Kindererzeugen, vor allem Reinheit, körperliche und sittliche, Arbeitsamkeit, strenge Wahrhaftigkeit, Treue, Eintracht und Mildtätigkeit. Den schroffsten Gegensatz bildet diese männlich tapfere Religion, die in aller fördernden Arbeit Gottesdienst sieht, gegen die indische Spekulation, der die tatenlose Versenkung in das All-Eine, ins Brahma, das Höchste ist.

II. Die philoſophiſchen Theorien.

Erſtaunlich tiefe und richtige Erkenntniſſe ſind in phantaſtiſcher Form in den Schöpfungsmythen der alten Völker verhüllt. In den höheren Kulturvölkern entwickelt ſich nun in allmählichem Übergang von dem „Zeitalter der göttlichen Phantaſie“ die ſtrenger wiſſenſchaftliche Weltbetrachtung. Auf die Mythologie folgt die Philoſophie; die Mythologie iſt der Mutterboden der Philoſophie. Allmählich erſt wird die letztere freier und ſelbſtändiger der erſteren gegenüber. In Indien wie in Griechenland können wir dies beobachten.

1. Die Philoſophie der Griechen.

In Griechenland[21]) erhebt ſich ſeit Thales von Milet (um 600 v. Chr.) aus der Welt von Mythen und Götterſagen immer klarer eine weltfreudige Philoſophie, die mutig vorwärtsdringend die letzten Weltgeheimniſſe zu entſchleiern ſucht. In ihrer erſten Epoche denkt ſie vorwiegend nach über Werden und Entſtehen der materiellen Welt. Seit Sokrates (469—399 v. Chr.) dagegen richtet ſich der Blick nach innen. Klar und deutlich wird ſeitdem die Erhabenheit des Menſchengeiſtes über allen Erdenſtoff erkannt. Während die Naturphiloſophen der erſten Periode nach einem Urſtoff als dem Anfang aller Dinge forſchten, ſah Platon, des Sokrates größter Schüler, daß die Welt des Wahren, Guten und Schönen nur

aus der Idee eines weisen, guten Schöpfers hervorgegangen sein könne.

Thales nahm mit indischen, ägyptischen und griechischen Mythen an, aus Wasser sei alles entstanden. Das Wasser sei der Urstoff, aus dem alles allmählich hervorgegangen sei. Wie er im einzelnen seine Ansicht zu begründen versucht hat, darüber sind uns keine völlig zuverlässigen Überlieferungen aufbewahrt.

Anaximander (im 6. Jahrhundert v. Chr.) nahm einen Urstoff an, der von den uns bekannten Stoffen verschieden ist, aber ihnen allen zugrunde liegt; ähnlich wie die heutige Chemie häufig an ein den 70—80 Elementen zugrunde liegendes Urelement gedacht hat. Diesen Grundstoff nannte er das Unendliche, das in sich bewegt, ja lebendig, der Grund alles Lebens in der Welt sein soll. (Man kann es mit dem All-Einen der indischen Spekulation vergleichen.) Im einzelnen suchte er in ziemlich kindlicher Weise die Entstehung zuerst eines flüssigen Weltstoffs, dann der Erde, der Luft, der Gestirne und ihrer Bewegungen aus dem unendlichen Grundstoff abzuleiten.

Sein Freund und Schüler Anaximenes glaubte in der Luft den Urstoff zu erkennen. Denn die beim Atmen aus- und einströmende Luft schien ihm der Grund des Lebens bei Tieren wie Menschen zu sein. Das Weltganze sieht er als ein lebendiges Wesen an. Dies war allgemein die Annahme der alten Naturphilosophen. (Noch im 19. Jahrhundert glaubte der Leipziger Philosoph Fechner, das Weltall sei ein beseeltes Wesen.) Darum lag es nahe, die Luft als das alles bewegende und hervorbringende Prinzip anzusehen. Aus der Luft soll nun durch Erwärmung und Verdünnung das Feuer, durch Verdichtung und Erhaltung die festen Stoffe: zuerst Gewölk, dann Wasser, Erde, Steine entstanden sein. Schon Anaximander wie Anaximenes haben den Gedanken ausgesprochen: in wechselnden Weltperioden haben sich Welten gebildet und wieder aufgelöst, um dann neuen Welten Platz zu machen. Die neuere Naturwissenschaft hat diese Anschauung dann weiter durchdacht und begründet.

In diesen Prozeß des Werdens und Entstehens werden von diesen Philosophen auch die Götter hineingezogen. Sie sind ja nach altgriechischer Anschauung in die Natur verflochten, sie sind selber Naturkräfte. Folglich sind sie nicht weltbeherrschende Leiter des Entwicklungsprozesses in der Welt. Sie sind selber dem Werden unterworfen, wie ja auch die griechische Mythologie vom Entstehen, Kämpfen und Vergehen von Göttergeschlechtern sprach.

Bei Heraklit von Ephesus (um 500 v. Chr.) findet sich schon der im 19. Jahrhundert so bedeutsam gewordene Gedanke einer stetigen Entwickelung. Er lehrt, alles sei in ewigem Fluß begriffen. Nichts beharrt als nur das ewige Gesetz der Entwickelung, das er die alles beherrschende Notwendigkeit, die weltregierende Weisheit nennt und mit der obersten Gottheit, Zeus, gleichsetzt.

In allem Werden und Vergehen beharrt nur das Eine, das Seiende, so lehrt Parmenides (um 500 v. Chr.). Es gibt kein wirkliches Vergehen, denn kein Ding kann sich in Nichts auflösen. Ebensowenig kann aus dem Nichts etwas werden. Darum ist das Eine, das Seiende ewig, es konnte nicht anfangen und nicht aufhören. — Daß in Wirklichkeit kein Teilchen Materie vergehen kann, hat in exakter Forschung erst Lavoisier 1789 erwiesen. Es gibt nur Umwandlung der Materie in neue Formen. Die Menge der Materie im Weltall bleibt stets dieselbe. Diesem Gesetz der Erhaltung der Materie hat dann Goethe den an Parmenides anklingenden Ausdruck gegeben:

„Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen!
Das Ewge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt."

Ebenso nimmt auch Empedokles (im 5. Jahrhundert v. Chr.) an: es gibt kein Entstehen und Vergehen. Was uns als solches erscheint, ist in Wahrheit nur Mischung und Entmischung der Weltelemente. Daß es aber zur Mischung und Entmischung kommt, erklärt er aus den

zwischen den Elementen waltenden Mächten „Liebe und Haß." Setzt man an die Stelle dieser mythologisch klingenden Worte die abstrakteren: Anziehungs- und Abstoßungskräfte, so hat Kant 1755 in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" aus der Materie und den zwischen ihren Teilen waltenden Anziehungs- und Abstoßungskräften die Entstehung aller Himmelskörper begreiflich zu machen gesucht.

Am meisten Ähnlichkeit mit neueren Anschauungen hat jedoch die von Demokrit (im 5. Jahrhundert v. Chr.) ausgebildete Atomlehre. Als letzte ungewordene, von Ewigkeit her bestehende Bestandteile der Welt sieht er unzählige kleinste Körperchen, Atome, an. Sie sind zu klein, um direkt wahrgenommen zu werden, haben jedoch noch eine gewisse Ausdehnung. Unter einander unterscheiden sie sich durch ihre Gestalt, Lage und Schwere Diese Atome fallen mit ungleicher Geschwindigkeit ihrer verschiedenen Schwere wegen; die leichteren werden von den schwereren in die Höhe gedrängt. So entsteht eine Wirbelbewegung. Durch Anhäufung vieler Atome wird die Bildung von Erde, Himmel, Luft und Gestirnen begreiflich. Die Atome sind nach Demokrit das ursprünglich Gegebene. Nach strenger Notwendigkeit entsteht folgerichtig unser Weltgebäude aus ihrem Zusammenprall. Eine leitende Zweckabsicht wurde ausdrücklich ausgeschlossen. Die Naturnotwendigkeit ist eine blindwirkende Kraft; es gibt keinen weltbildenden Geist, keine göttliche Vorsehung.

Hiermit sind wir auf die schließlich entscheidende Frage gekommen: Ist die Weltbildung zu begreifen, wenn es im Anfange nichts gab als Materie und materielle, unbewußte, blinde, zwecklose Kräfte? Oder zwingt uns etwa die Beschaffenheit der Welt, ihr weiser Bau, der Menschengeist mit seinem Suchen und Forschen nach Wahrheit, nach Gerechtigkeit, nach Liebe, zwingt uns der Fortschritt der menschlichen Geschichte nicht mit Notwendigkeit einen den Weltstoff beherrschenden, gestaltenden, ordnenden Geist anzunehmen? Sind nicht die höchsten im Menschengeist aufstrahlenden Ideen des Guten, Wahren und Schönen die klarsten Abbilder jenes welt-

beherrschenden Geistes? Noch heute ringen diese beiden Weltanschauungen um die Herrschaft. Nach der einen ist die Entstehung unserer herrlichen Welt zu begreifen, wenn es anfangs nichts weiter gab als Materie und materielle Kräfte. Die andere weiter blickende und klarer durchgebildete Weltanschauung sieht es deutlich ein: Nach dem Gesetz des zureichenden Grundes kann die Materie und ihre materiellen Kräfte niemals die Entstehung geistiger Größen wie Selbstbewußtsein, Vernunft, sittliche Größe, Vorwärtsstreben der Menschen hervorbringen. Außer der Materie müssen wir eine irgendwie zu fassende geistige, die Weltentwicklung leitende Größe annehmen.

Das hat schon Anaxagoras (im 5. Jahrhundert v. Chr.) erkannt. Daß in dem Stoff Bewegung, ja geordnete Bewegung entsteht, und daß das Endergebnis dieser Bewegung unsere schöne und zweckvolle Welt ist, läßt sich nicht aus blindwaltender Notwendigkeit, noch weniger aus reinem Zufall begreiflich machen. Darum muß außer der ewigen Materie ein sie beherrschender Geist, eine göttliche Weltvernunft angenommen werden. Anaxagoras jedoch lenkte seinen Blick noch nicht auf die hohen geistigen Schöpfungen dieses Allgeistes. Er blieb wie seine Vorgänger bei der Betrachtung der materiellen Welt stehen.

Den entscheidenden Fortschritt machte erst Platon (429—348 v. Chr.), dieser König im Reich der Denker, zugleich ein gottbegnadeter religiöser Genius. Er sah das wahre Wesen der Welt in den ewigen Ideen des Wahren, Guten und Schönen, deren unvollkommenes Abbild diese sichtbare materielle Welt ist. Diese unsere Welt ist das Werk einer neidlosen, gütigen und gerechten Gottheit. Sie ist Bildner und Vater aller Dinge, selber unsichtbar und ungeworden. Der Weltbildner wollte die Welt so vollkommen wie möglich gestalten und teilte ihr darum aus seinem eigenen Wesen möglichst viel mit. Daher bildete er zuerst der untergeordneten, chaotisch unruhig wogenden Materie die Weltseele ein; so brachte er seine ewigen Ideen des Guten und Schönen zum Ausdruck. Also nicht durch

eine blinde Notwendigkeit ist das All entstanden, sondern die unsichtbare ewige Gottheit hat ihre Zweckgedanken in der Welt verwirklicht. Wer selbst mit Vernunft die Welt betrachtet, sieht nun in ihr mit Entzücken die ewigen Ideen Gottes. Ja die herrliche Welt ist „das vollkommene Abbild des ewigen und unsichtbaren Gottes und selbst ein seliger Gott, einzig in seiner Art, sich selbst genügend und keines anderen bedürftig." Wo aber doch noch Unvollkommenes sich zeigt, rührt dies von der Materie her, die sich nicht völlig den göttlichen Zweckgedanken einordnet.

Noch heute stehen Demokrit und Platon sich gegenüber; nach den einen ist die Welt durch Zufall oder blinde Notwendigkeit entstanden. Tiefer Denkende jedoch sehen in ihr göttliche Zweckgedanken verwirklicht und preisen mit Platon die Harmonie des Weltalls. Die wesentlichsten Gedanken Platons wurden von seinen Nachfolgern festgehalten, von Aristoteles (384—322 v. Chr.), von der stoischen Philosophenschule, die die Welt als ein Kunstwerk logischer Ordnung und zweckmäßiger Einrichtung ansah. Auch im Christentum haben schon die ältesten Kirchenlehrer diese Gedanken Platons der Hauptsache nach sich angeeignet, wie denn überhaupt im Christentum die beiden von den Propheten Israels wie von Platon und der platonischen Philosophie ausgehenden Geistesströme sich vereinigten. Die Erhabenheit Gottes über die Welt, seine unbedingte Weltherrschaft war der Grundgedanke des israelitischen Prophetenglaubens. Die Welt etwas Gottverwandtes, eine Offenbarung göttlicher Schönheit, Weisheit und Güte, war der Erwerb des griechischen Geistes. Beide weltgeschichtlichen Ströme flossen im Christentum in ein Bett zusammen. Allen anderen Religionsformen überlegen gewann das Christentum in raschem Siegeslauf die abendländische Kulturwelt, indem es zugleich alles Wahre und Gute aus den vorhandenen Geistesströmen in sich einfließen ließ. So herrschte unbestritten Jahrhunderte lang der Glaube an die Herkunft der Welt von einem schöpferischen, allweisen und gütigen Geist. Meist wurde der israelitische Schöpfungsmythus für strenge

geſchichtliche Kunde gehalten. Tiefer Blickende erkannten jedoch zu allen Zeiten, daß unter der Hülle der geſchichtlichen Erzählung geiſtige Erkenntniſſe ſich bargen. Durch allegoriſche Schriftenauslegung wurde platoniſche Philoſophie in die alten Mythen hineingedeutet.

2. Die neuere Philoſophie und Naturwiſſenſchaft.

In ein völlig neues Zeitalter ſind wir jedoch ſeit der Renaiſſance-Zeit eingetreten, als der Menſchengeiſt die Geheimniſſe der Natur, vor denen der Naturmenſch erſchauderte, allmählich in ihrer Geſetzmäßigkeit zu begreifen begann.

Zuerſt erſchütterte Kopernikus 1543 das alte Weltbild. Bis dahin hatte man, Ariſtoteles folgend, die Erde für das Zentrum der Welt gehalten: um ſie herum ſchweben, an durchſichtigen Kugelſchalen befeſtigt, Planeten, Fixſterne, Mond und Sonne. Eine Reihe von Himmeln ſollte über der Erde ſich wölben. Kopernikus zeigte, wie einfach und begreiflich alle Bewegungen der Himmelskörper ſind, wenn die Erde ſich um ſich ſelbſt und um die Sonne dreht. Ungeheures Aufſehen, zuerſt leidenſchaftliche Bekämpfung erregte dieſe Lehre, die der Menſchheit den feſten Boden unter den Füßen wegzuziehen ſchien. Alle geläufigen Anſchauungen über Himmel und Erde wurden zertrümmert. Und doch gewann ſie ſtill und ſicher immer mehr Anhänger. Man begriff ſtaunend die Unermeßlichkeit des Weltalls. Hatte der zweite Jeſaja (Cap. 40, 15) die Völkerwelt wie einen Tropfen am Eimer, die Inſeln wie ein Stäubchen an der Wage gegenüber dem unendlichen Gott geachtet, ſo ſah man nun ein: unſer Erdball iſt nur ein verſchwindend kleines Stäubchen im Weltall.

Kepler lehrte 1609 die Bahnen der Planeten als Ellipſen begreifen. Den größten Fortſchritt in der Erkenntnis des Weltalls erreichte jedoch Newton 1687, als er zeigte: Dieſelbe Kraft, die auf Erden den Stein zu Boden fallen läßt, iſt es auch, die dem fernſten, m

menschlichem Auge nicht mehr zu erreichenden Fixsternen seine Bahn vorschreibt. In dem staunenswerten Bau der Welt schien jetzt nichts mehr unerklärlich zu sein. Die Schwerkraft nahm jetzt die Stelle ein, die früher göttliche Wesen hatten. Noch zu Keplers Zeit hatte man es für möglich gehalten, daß beflügelte Engel die Gestirne durch die Luft trugen. Jetzt hieß es:

„Knechtisch dient sie dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur".

Damit war die Möglichkeit gegeben, auch die Weltentstehung aus den Gesetzen der Schwere zu erklären. Diesen Schritt tat 1755 der Königsberger Denker Immanuel Kant in seiner Schrift „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels." Er nimmt an: im Anfange haben die Stoffe, aus denen das Weltall besteht, in Atome aufgelöst, in zerstreutem Zustande den Weltenraum wie ein feiner Nebel erfüllt; dann sei die Entstehung der heutigen Welt nach rein mechanischen Gesetzen völlig begreiflich. Infolge der verschiedenen Schwere und Dichtigkeit bildeten sich nämlich Zentren von größerer Schwere, die späteren Himmelskörper. Diese zogen die Teile von geringerer Schwere an. Durch die Abstoßungskraft wurden diese seitlich abgelenkt, so daß sich eine rotierende Bewegung ergab. So entstanden die Umdrehungen der heutigen Himmelskörper. Kant meinte jedoch durchaus nicht, das Dasein Gottes werde durch diese rein mechanische Erklärung überflüssig. Es sei unmöglich zu glauben, daß der blinde Zufall oder ein glückliches Ungefähr dies Weltgebäude in seiner Harmonie und Schönheit geschaffen habe. Es sei darum anzunehmen, daß der Schöpfer der Materie die Gesetze gewissermaßen eingedrückt habe, durch welche die Welt gebildet sei.

Ähnlich wie Kant suchte Laplace 1796 die Weltbildung zu begreifen. Setze man an die Stelle des heutigen Sonnensystems einen riesigen Gasball von der Ausdehnung über den äußersten Planeten hinaus, so sei es erklärlich, wie durch Verdichtung dieses Gasballes und Abstoßung großer Massen die Sonne und unsere Planeten in ihren jetzigen Umlaufsbahnen entstanden

sind. Auf die Frage nach dem Schöpfer der Welt, die Napoleon I. an den großen Forscher richtete, antwortete Laplace: „Sire, dieser Hypothese bedarf ich nicht." So war es denn möglich geworden, auch ohne einen Schöpfer den wunderbaren Bau der Welt nach mechanischen Gesetzen zu begreifen.

Weiterhin richteten die Forscher ihre Blicke in die Tiefen der Erde. Die einzelnen übereinander gelagerten Erdschichten sind ebenso viele Zeugen aufeinander folgender Erdperioden. In den Tiefen der Erde hat man Abdrücke von ausgestorbenen Tier- und Pflanzenarten, zum Teil auch ganze Skelette oder wenigstens Knochen früherer Tiergeschlechter gefunden. Daraus kann man ein annäherndes Bild der Pflanzen- und Tierwelt aus längst entschwundenen Jahrmillionen entwerfen. In allmählicher Entwicklung sind die Erdperioden sich gefolgt. Vulkanische Ausbrüche, Erdbeben, Abspülung des Festlandes durch das Meer, Ablagerungen auf dem Meeresboden, sowie die stetig ausgleichende Arbeit des Wassertropfens sind die Mittel gewesen, durch die in unzähligen Jahren der Erdboden ein anderes Aussehen gewonnen hat. In jeder neuen Erdperiode aber finden sich anders geformte Pflanzen- und Tierarten. Immer höher entwickelte, vollkommener organisierte Wesen treten auf die Schaubühne der Welt. Zuletzt von allen, in einer sehr späten Weltperiode, erscheint der Mensch. — An die Stelle der Schöpfung war so die Entwicklung der Welt getreten.

Eine geniale Entdeckung der neueren Chemie war es, als Lavoisier 1789 nachwies: Kein Teilchen Materie kann jemals verschwinden; es wandelt sich nur um in neue Formen. In ewigem Wechsel kreisen die Atome. Aus der unbelebten Materie gehen sie ein in den Organismus der Pflanzen; von dort aus werden sie in den tierischen und menschlichen Körper aufgenommen, um dann wieder zur mütterlichen Erde zurückzukehren. Was liegt da näher als auch die Ewigkeit der Materie zu behaupten! Dieselben Stoffe, die heute im Weltall kreisen, sind von Ewigkeit her in ihm gewesen, anfangs

vielleicht in der Form einer zerstreuten Gasmasse, wie Kant und Laplace es sich gedacht hatten. Die ewige Materie mit ihren Kräften nahm so nach der Meinung vieler die Stelle des weisen Schöpfers ein.

Dem Gesetz von der Erhaltung des Stoffes trat seit 1842 durch die Entdeckungen von Robert Mayer und Helmholtz das Gesetz von der Erhaltung der Kraft zur Seite. Bei allen Umwandlungen von Bewegung in Wärme oder in Licht, Magnetismus oder Elektrizität blieb die Summe der Kräfte stets gleich. So wurde von manchen das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und des Stoffes für das oberste, alles Weltgeschehen regierende Gesetz erklärt. Die ganze Weltentwicklung von dem Zustande eines feinen Urnebels an bis zur heutigen Welt schien so durch die in alle Geheimnisse eindringende Naturwissenschaft ins helle Licht der Geschichte gerückt zu sein. Aus mechanischen Gesetzen, aus der Materie und ihren Kräften sollte alles sich restlos erklären. Kant hatte noch gemeint, die kleinsten Organismen, eine Raupe oder ein Grashalm setzten der mechanischen Erklärung unübersteigliche Hindernisse entgegen. Inzwischen aber hatte die Chemie gefunden: dieselben Stoffe sind in der anorganischen wie in der organisierten Materie vorhanden. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und des Stoffes gilt für beide. Auch der Mensch ist ihm unterworfen, ist z. B. das menschliche Gehirn durch angestrengte Denkarbeit ermüdet, so braucht es die Zufuhr neuen Stoffes, um die Denkarbeit von neuem aufnehmen zu können. Kein Wunder, wenn man die Forderung aufstellte: Alles organische Leben in der Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt muß sich aus mechanischen Gesetzen erklären lassen. Bis jetzt sind diese freilich noch nicht alle gefunden. Aber der Forscher darf sich nicht entmutigen lassen. Nur gemach! Die Zeit wird schon kommen, wo die ganze Weltentwicklung von dem Zustande zerstreuter Uratome bis hin zu den Gedanken der größten Denker und zu den folgenschwersten Ereignissen der Weltgeschichte sich nach mechanischen Gesetzen wird erklären lassen. Ja Dubois-Reymond fand großen Anklang mit der Theorie,

ein erhabener, die Welt überschauender Geist würde in einer einzigen mathematischen Weltformel den Zustand der Atome von ihrem Uranfang an durch die ganze Weltentwicklung hin bis zum letzten Weltende ausdrücken können. Wer nur den Zustand der Atome und ihre Gesetze in einem gegebenen Augenblicke durchschauen könnte, für den gebe es keine Rätsel mehr, weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft. Das Buch der Geschichte liegt vor ihm aufgeschlagen. Nach mechanischen Gesetzen ließen sich alle Weltbegebenheiten berechnen.

Die Lücke, welche in der natürlichen Erklärung der Welt noch übrig blieb, füllte die Abstammungslehre aus. Durch Versuche künstlicher Züchtung bei Pflanzen und Tieren wies der englische Naturforscher Darwin 1859 nach: Die für unveränderlich angesehenen Tier- und Pflanzenarten lassen sich innerhalb gewisser Grenzen durch künstliche Züchtung ändern. Er folgerte daraus: in dem beständigen Kampf, den alle Arten um ihr Dasein führen müssen, bleiben nur die am Leben, welche die zweckmäßigsten Organe in sich ausgebildet haben. Die minder zweckmäßig ausgerüsteten gehen zugrunde. Daraus folgte für ihn: unsere heutige Tier- und Pflanzenwelt sei aus wenigen, zuerst vom Schöpfer geschaffenen Arten durch Umbildung und Sortentwicklung zu höheren Stufen entstanden. Seine Nachfolger gingen meist noch weiter und meinten, in beständiger Stufenfolge habe das Organische aus dem Unorganischen sich gebildet; der Mensch sei ein Nachkomme der höher entwickelten Säugetiere. Das Wort „Entwicklung“ sei das Zauberwort, das alle Rätsel mit einem Schlage löst. Jedes Eingreifen Gottes sei damit als unnötige Annahme abzulehnen.

III. Resultat.

1. Der Begriff der Entwicklung.

Löst wirklich das Wort „Entwicklung“ sämtliche Rätsel? Im Gegenteil; das Wort Entwicklung birgt alle Welträtsel in sich, denn es fragt sich: wer entwickelt? Welches ist die die Entwicklung treibende Kraft? Zu welchem Ziel hin entwickelt sich alles? Wandelt sich alles planlos, ziellos, durch reinen Zufall ab? Oder ist eine bestimmte Entwicklungsrichtung anzunehmen? In dem Worte Entwicklung (ursprünglich sprach man von Auswickelung = Entfaltung) liegt jedenfalls etwas Teleologisches (der Gedanke einer zweckseßenden Kraft) drin: schlummernde, im Keim vorhandene Kräfte und Anlagen kommen zum Vorschein. Der Entwicklungsgedanke ist freilich ein höchst fruchtbarer. Er ist ein Grundbegriff unserer Weltanschauung geworden. Zuerst hat Herder 1784 in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ den Entwicklungsgedanken in umfassender Weise auf die Natur und Geistesgeschichte der Menschheit angewandt. Er sah in der ganzen geistigen Geschichte der Menschheit nur die Auswicklung der von Gott in verschwenderischer Fülle in die Natur hineingelegten Keime. Für die Geisteswelt hat Hegel diesen Herderschen Gedanken weiter ausgeführt. In der Naturwissenschaft war der Gedanke einer durchgängigen Entwicklung vom Niederen zum Höheren schon vor Darwin z. B. von Lamarck 1809 ausgesprochen. Es fragte sich nur: welches sind die treibenden Kräfte der Entwicklung? Darwin fand die in dem Kampf aller Wesen ums Dasein durch natürliche Zuchtwahl vollzogene Auslese als das Grundgesetz der Entwicklung.

Schüler Darwins wie besonders der jenenser Naturforscher Häckel meinten dann, die Darwinsche Theorie sei geeignet, alle Zweckursachen aus der Naturwissenschaft zu verbannen. Gerade die neuere Naturwissenschaft hat aber durch viele Einzelforschungen bewiesen: es gibt keine schrankenlose Variation sämtlicher Lebewesen, sondern alle Organismen können nur die Daseinsmöglichkeiten in sich entfalten, die in ihrer Organisation angelegt sind. Wenn also eine Entwicklung von den niedersten Lebewesen bis zu den höchsten stattgefunden hat, so beweist dies: von vornherein war eine Richtung der Entwicklung vorgesehen oder keimhaft angelegt, die auf das Ziel hinführen sollte. Die naturwissenschaftliche Einzelforschung läßt naturgemäß nur mechanisch wirkende Ursachen erkennen. Aber eine alles überschauende Betrachtung zeigt deutlich: durch Vermittlung mechanischer Ursachen ist ein zweckmäßiges Resultat der Entwicklung erreicht worden. So hat gerade die konsequente Durchführung des Entwicklungsgedankens zum Siege der teleologischen (mit zwecksetzenden Ursachen rechnenden) Weltanschauung geführt. In allmählichem Fortschritt ist die Menschheit aus dem ursprünglichen Naturzustande heraus zu höherer geistiger und sittlicher Kultur gelangt. Selbständiges Denken und logisches Urteilen, wissenschaftliche Weltbetrachtung und Philosophie haben in stetig größerer Vollkommenheit sich gebildet; die tierische Roheit der Sitten hat feinerem sittlichem Empfinden Platz gemacht; in immer höheren Formen hat wissenschaftliches, künstlerisches, sittliches und religiöses Leben sich emporgerungen. So weit wir erkennen können, strebt die Menschheit immer weiter dem Ziele zu, daß geistige, sittliche Persönlichkeiten in ihr sich entfalten.

Daraus folgt: in dem Weltgrunde, in Gott ist eine geistige, sittliche Kraft vorhanden. Denn nach dem Gesetz des zureichenden Grundes konnte nur eine geistige, gute Macht Zweckvolles und Geistiges hervorrufen.

2. Die Art des göttlichen Schaffens.

Über die Art und Weise des göttlichen Schaffens ergibt sich hieraus folgendes: Gottes Schaffen läßt sich nicht belauschen oder mit Händen greifen oder mit leiblichen Augen schauen; sondern Gott wirkt im Verborgenen als die in allem Weltgeschehen sich offenbarende geistige Kraft. Daß eine solche zwecksetzende Kraft vorhanden ist, ergibt sich aus dem Resultat des Geschehens. Was hätte ein Mensch, der etwa dem gesamten Schöpfungsvorgang oder Entwicklungsprozeß durch die Jahrmillionen hindurch zugesehen hätte, von Gottes Schaffen geschaut? Er hätte doch nirgends gesehen, wie etwa Gottes Schöpferkraft als eine einzelne Ursache neben den materiellen Kräften handgreiflich in den Werdeprozeß hineinwirkte. Im einzelnen machen sich stets nur materielle Kräfte bemerkbar. Gott wirkt immer vermittelst der Naturkräfte; in dem Resultat ihres Zusammenwirkens offenbart sich dem mit Vernunft begabten Menschen die göttliche Schöpfertätigkeit. In der Geistesgeschichte der Menschheit wirkt Gott stets durch Persönlichkeiten, die ihre besten Kräfte in den Dienst der guten Sache stellen. Im einzelnen sind auch hier nur menschliche Pläne, Willensrichtungen, menschliche Irrtümer und Fortschritte zu erkennen. Und doch haben die größten Heroen der Menschheit sich mit Recht als Werkzeuge in Gottes Hand erkannt. Gott hat durch sie Neues geschaffen.

3. Gott der ewig Schaffende.

Ein Fehler ist es darum, wenn man das Schaffen Gottes auf den ersten Anfang aller Dinge beschränkt. Gott ist der ewig Schaffende. Er schafft heute nicht anders als vor Jahrmillionen. Wenn es sicher ist, daß die Schöpfung der bestehenden Welt viele Millionen von Jahren gedauert hat, so ist klar, wie verkehrt es ist, den Begriff der Schöpfung nur auf den ersten Anfang der

Welt zu übertragen. Gerade die ersten Anfänge liegen naturgemäß am meisten im Dunkeln. Wir können nur schließen: die in der Gegenwart sich offenbarende geistige Gottesmacht ist auch im Anfange der Welt wirksam gewesen. Ein Fehler ist es ebenso, die Schöpfung nur auf die materielle Grundlage der Welt zu beziehen. Der Endzweck der Schöpfung, soweit wir sie verstehen können, ist die Herausarbeitung klarer sittlicher Persönlichkeiten. Es ist ein Mangel der Lutherschen Erklärung des 1. Artikels, daß Luther nur von der Schaffung der materiellen Bedingungen des Daseins spricht, nur von der Leib und Leben versorgenden und beschirmenden Tätigkeit Gottes; der höchste christliche Gedanke: Gott schafft mich zur sittlichen Persönlichkeit, wird leider im 1. Artikel nicht erreicht. (So bezieht sich auch das in unserm Volk vorhandene Gottvertrauen weit mehr auf das Durchkommen durchs äußere Leben als auf die Bildung und Vollendung der Persönlichkeit). Tiefer spricht Goethe von Gottes Schöpfertätigkeit:

„In Seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft."

Gott schafft Heroismus im Leidenden, er bildet durch Tätigkeit den sittlich Strebenden, er arbeitet an den Menschenseelen, um die besten in ihnen schlummernden Kräfte zur Vollendung zu führen.

Verlangt der christliche Glaube nun etwa die Annahme, daß Gott in einem bestimmten Augenblicke „am Anfang" die Welt zu schaffen begonnen habe? Müssen wir etwa als Dogma aufstellen, daß die Welt einmal „aus dem Nichts" ins Leben getreten sei? Zu dieser Vorstellung zwingt uns nichts. Im Gegenteil! Wenn Gott der ewig Wirkende ist, so wird auch von Ewigkeit her eine Welt bestanden haben, an der er seine schaffende Tätigkeit übte. So hat es schon der größte griechische Kirchenlehrer Origenes (im 3. Jahrhundert n. Chr.) ausgesprochen: in endloser Aufeinanderfolge sind von Ewigkeit her immer neue Welten aus Gottes Schöpferplan hervorgegangen. Wenn kein Teilchen Materie sich in Nichts auflösen kann, so liegt wohl die Annahme einer ewigen

Materie nahe. Da aber alles Zusammenwirken materieller Kräfte stets Zweckmäßiges hervorruft, da schließlich aus dem Mutterboden der Natur Geistiges hervorbricht, so ist zu folgern: niemals hat es bloß blinde materielle Kräfte gegeben; sondern stets hat über der materiellen Welt eine höhere geistige Ordnung bestanden. Von Ewigkeit her ist die Welt von der beherrschenden Macht Gottes abhängig gewesen. Die Welt ist nicht ohne Gott, aber auch Gott ist nicht ohne eine Welt zu denken.

4. Gott und Welt.

Dann aber folgt auch: Gott und Welt stehen sich nicht fremd und äußerlich gegenüber. Ein innigeres Verhältnis ist anzunehmen als jene schroffe Scheidung von Gott und Welt, die die Religion Israels lehrte. Die Welt birgt Göttliches in sich, das war der Wahrheitskeim, den die indogermanischen Schöpfungsmythen enthielten. Besonders Platon hat diese Wahrheit philosophisch zum Ausdruck gebraucht. Gott ist als der die Welt durchwaltende Geist des Guten aufzufassen. Aus der Fülle seines Wesens heraus bringt er Zweckmäßiges und Gutes in immer neuen und immer reicheren Gestalten hervor. Zum klassischen Ausdruck hat Goethe in seinen Gedichten über „Gott und Welt“ diese Anschauung gebracht: die ganze Natur ist voll des Göttlichen, ist eine Offenbarung Gottes, die sich dem andächtigen Forscher erschließt.

„Im Namen dessen, der Sich selbst erschuf
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf,
In Seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft,
In Jenes Namen, der, so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:

So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,
Du findest nur Verwandtes, das Ihm gleicht,
Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug.“

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt."

Die Welt ist „der Gottheit lebendiges Kleid", sie ist voll des Göttlichen; überall kann der Mensch Spuren des göttlichen Geistes entdecken. Am deutlichsten aber sehen wir in den höchsten im Menschengeist aufstrahlenden Idealen und Werten die Gotteswelt sich offenbaren.

5. Das Böse in der Welt.

Die Berechtigung dieses freudigen Optimismus ist aber im letzten Jahrhundert energisch bestritten worden. Lastend hat das Weltleid sich auf viele Gemüter gelegt. Nicht eine Offenbarung des Guten und Göttlichen hat man in dieser Welt gefunden; sondern das Leid schien die Freude weit zu überwiegen. In der Natur gehen tausende von Keimen zu Grunde; in der Pflanzen- und Tierwelt suchen alle Wesen sich gegenseitig zu verdrängen; es herrscht ein steter Kampf, ja Fressen und Morden. Ebenso herrsche auch in der Menschenwelt nicht Vernunft sondern Willkür, Ungerechtigkeit, ein blindes Geschick. In berückender Sprache hat Schopenhauer im Anfang des 19. Jahrhunderts vom Überwiegen des Leidens über das Glück gesprochen und den altindischen Sang der Sehnsucht nach Befreiung vom Leben, nach Rückkehr ins Nichtsein ertönen lassen. In vielen Herzen hat er Widerhall geweckt. Die Welt ist ihm nicht eine weise Schöpfung eines selbstbewußten Gottes, sondern die Ausgeburt eines blinden, vernunftlosen Dranges zum Leben.

Es ist gewiß zuzugeben: die Welt trägt ein Doppelantlitz. Sinnvolles, Zweckmäßiges, Gutes, Offenbarungen unendlicher Liebe und Güte auf der einen Seite! Und der wäre blind, der nicht reichlich solche Herrlichkeit geschaut und erlebt hätte! Aber die Fülle

des Widrigen, scheinbar Zwecklosen, die Menge leiblicher Übel und geistiger Verirrungen will sich nicht restlos der einen weltbeherrschenden Macht Gottes einfügen lassen. Dabei sprachen Denker wie Jakob Böhme (1575 bis 1624) und Schelling (1775 bis 1854) von einem „Ungrund“ oder Urgrunde, einer dunkeln Natur in Gott, die wie ein nie völlig überwundenes Chaos das Regellose, Zweckwidrige begreiflich machen soll. Dann hat der englische Philosoph John Stuart Mill das Übel so erklären wollen: die Welt ist das Produkt des Kampfes göttlicher Weisheit und Güte mit einem ihm widerstrebenden Stoff. Der Sieg des Guten sei erst das letzte Ziel, an dem wir selbst mitzuarbeiten berufen sind. Gottes Weisheit und Güte seien vollkommen, aber Gottes Macht sei durch den widerstrebenden Stoff mannigfach beschränkt.

Ähnliche Theorien finden auch neuerdings Anklang. Karl Andresen[22]) nimmt neben Gott ein blindwirkendes „alogisches“ (vernunftloses) Prinzip an, von dem er alles Zufällige, Regelwidrige und Böse ableitet. Er findet den Inhalt des ganzen Weltprozesses in der allmählichen Überwindung dieses Zweckwidrigen, Ja er meint, das Motiv zur Weltschöpfung müsse darin gelegen haben, daß Gott dies Alogische, Vernunftlose durch seine zweckmäßige, geordnete Welt habe überwinden wollen. Denselben Gedanken streift auch gelegentlich Friedrich Naumann[22]): „Die Welt ist voll göttlichen Wohlwollens und zugleich voll von Hemmnissen desselben, und unser Schicksal ist das Ergebnis von beiden. Ist das eine mögliche Auffassung? Neu ist sie nicht, denn schon in alten Zeiten stellte man sich Gott als einen Kämpfer gegen das Chaos vor, aus dem heraus er die Welt macht, das aber beständig sucht seinen göttlichen Händen zu entgleiten. Gott ringt in mittelalterlicher Denkweise mit dem Teufel um die Seelen, er stößt auf Hindernisse, und es gelingt nicht alles“.

Es ist zuzugeben: Alle Theorieen, die die Frage nach dem Ursprung des Bösen und des Leides lösen wollen, stoßen auf Schwierigkeiten. Hat Gott das Böse zugelassen, weil es unvermeidlich war? Liegt dann die

Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit des Böſen außer Gott begründet? — Wenn ſo die Frage nach der Herkunft des Böſen und des Leides ungelöſte Rätſel übrig läßt, ſo werden viel eher die verſchiedenen Denker über das Ziel der Weltentwicklung übereinſtimmen. Das Ziel iſt der Triumph des Guten über das Böſe und die allmähliche Überwindung des Weltleides. Schließlich dient alles Übel dazu, Kräfte im Menſchen zu wecken; Tapferkeit, Heroismus, Glaubensmut. Letzlich muß auch alles Böſe den Menſchen anſpornen, es zu bekämpfen; ſittliche Tatkraft erwächſt in mir nur, wenn ich die entgegenſtehenden Neigungen zum Böſen bezwinge. Darum iſt die Schöpfung in der gegenwärtigen Weltzeit noch nicht vollendet. Erſt mit dem Siege des Guten, erſt wenn Gott alles in allen ſein wird (1. Kor. 15, 28), iſt ſeine Schöpfung zum Abſchluß gekommen. Daß dies das letzte Ziel iſt, wird aus der gegenwärtigen Entwicklungsrichtung des Weltgeſchehens klar. Mächtig ringt die Wahrheit ſich durch, auch wenn ſie Jahrhunderte lang unterdrückt wurde. Niemals kann eine einmal gefundene Wahrheit wieder völlig verſchwinden; niemals iſt ein geiſtiger und ſittlicher Fortſchritt vergeblich errungen. Letzlich ſiegt ſtets das Gute, während Bosheit und Hinterliſt in ſich zuſammenſinken. Dann aber iſt es unmöglich anzunehmen, wie es der franzöſiſche Bibelforſcher Renan gelegentlich hinwarf, die Welt ſei am Ende nichts anderes als ein Spielzeug in der Hand Gottes, der zu ſeinem Vergnügen die Welt geſchaffen und nun das Schauſpiel der ſich freuenden, ſuchenden, arbeitenden und leidenden Menſchheit von erhabener Warte lächelnd anſchaue. Das Ziel der Weltſchöpfung iſt vielmehr die Schaffung ſittlicher Perſönlichkeiten.

Eine müde Lebensſtimmung verzagt an ſich ſelbſt und der eignen Lebensarbeit, an dem Ziel und Zweck des Lebens. Aus ſolcher Stimmung heraus iſt die Anſicht geboren, die Welt im Ganzen habe kein Ziel, keinen Zweck. A. Brieger in ſeinem Gedichtzyklus „Stirb und werde“ hat ſich in die Stimmung eines im Lebenskampf mutlos Gewordenen hineinverſetzt: wie

müßte in seinem Gemüt sich die Weltschöpfung widerspiegeln?

„Es lag ein Riesengeist am Wirbelstrome
Der ewig ohne Ziel hinflutenden Atome.
Er griff hinein. Er ballte sie zusammen,
Und er durchdrang den Ball mit seines Odems Flammen.
Nun schwamm, mit ihrer Ozeane Toben,
Die Erd' hin unterm Himmel sternendurchwoben,
Zu welchem Sterbliche den Blick erhoben.
Und als das Werk vollbracht, der Meister spricht:
„Es lohnt sich nicht!"

Denn seinen Götteraugen lag im Lichte
Bis zu dem letzten Saum die werdende Geschichte,
Er sah in leerem Ruhm die Helden trachten,
Um ein geraubtes Weib sich Völkerheere schlachten,
Sah Jungfraun mit zerrissenem Gewande
Von frechen Siegern dulden Leid und Schande
Und Edle fallen in Verräterbande,
Und dann ein spät und unfruchtbar Gericht.
Es lohnt sich nicht.

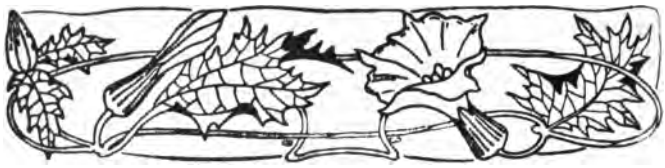
Der Sänger Heldenlieder wollt er lauschen.
Doch unharmonisch klang hinein des Marktes Rauschen.
Er sah der Götterbilder Schönheit prangen
Und rings umher die Welt im Niedrigsten befangen.
Er sah die Forscher in das Tiefste dringen,
In des Gedankens lichte Höhn sich schwingen
Und doch des Herzens Frieden nicht erringen.
Er las in aller Zeiten Angesicht:
„Es lohnt sich nicht."

Wohl kämpfte vorwärts diese Welt zum Freiern,
Sie wagt es, der Natur Geheimnis zu entschleiern.
Doch wechselte das Leben nur die Ketten,
Vermocht' aus Unsal nur in Wirrsal sich zu retten.
Je reicher die Empfindung sich besaitet,
Je tiefer klingt, was feindlich sie bestreitet;
Zum Abgrund fühlt die Seele sich geweitet.
Ein Trauerspiel wird dieses Weltgedicht.
Es lohnt sich nicht.

Schon streckt er aus des Götterarmes Stärke;
Vernichtung droht sein Zorn dem kühnen Wunderwerke.
Dann hält er sinnend an; er lauscht den Stimmen,
Die lust- und schmerzensvoll in allen Lüften schwimmen,
Nun spricht er lächelnd: „Ich will weiter hören
Den streitenden Gesang von tausend Chören.
Wohl wär' es leicht, in Nichts ihn zu zerstören,
Den Wechselbalg von Finsternis und Licht.
Es lohnt sich nicht.

Die entſcheidende Frage iſt es freilich: Lohnt ſich dies Leben wirklich nicht? Wenn ein Menſch auch von noch ſo viel Unglück heimgeſucht wäre, wenn bitteres Herzeleid an ihm zehrte, wenn Verzichten und Entſagen, Dulden und Entbehren ihn im Übermaß getroffen hätte, eine Frage bleibt für ihn: War es dir unmöglich, in dieſem Elend, ja durch alles Unglück hindurch zum ſittlich hohen Menſchentum heranzureifen? War es dir unmöglich, die Keime des Guten in dir zu entfalten? Wer dürfte es wagen, hierauf zu antworten: „Ja, es war mir unmöglich, gut zu handeln und gut zu werden!“ Wenn es aber für jeden Menſchen möglich, ja jedes Lebens Beſtimmung und Ziel iſt, zur ſittlichen Perſönlichkeit zu werden, ſo darf auch unſer Leben von dem freudigen Bekenntnis getragen werden:

„Ich glaube an Gott, den Schöpfer des Alls, den Schöpfer der ſittlichen Perſönlichkeit“.



Anmerkungen.

1) Rigveda X, 129 in Oldenbergs Übersetzung. („Die Literatur des alten Indien" 1903 S. 58).

2) H. O. Lange in Chantepie de la Saussaye, Religionsgeschichte I² S. 146.

3) Pfleiderer, Religionsphilosophie II² S. 325 f. nach Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, VI, S. 233 ff.

4) Simrock, Edda S. 277 ff. Vgl. Lukas, Die Grundbegriffe in den Kosmogonieen der alten Völker 1893, S. 222 ff. Lukas bietet eine übersichtliche Zusammenstellung der Mythen der verschiedenen Völker, die ich auch zum folgenden häufig benutzt habe.

5) Metamorphosen I, 10—20.

6) Vgl. H. O. Lange bei Chantepie de la Saussaye, Religionsgeschichte I, ² S. 141 ff. — Orelli, Religionsgeschichte. — Lukas, Kosmogonieen.

7) Rigveda, X, 129, vgl. oben Nr. 1. Eine andere Übersetzung gibt L. Sherman, Philosophische Hymnen aus dem Rig- und Atharvaveda. 1887. Vgl. auch Edv. Lehmann bei Chantepie de la Saussaye II ² S. 50 ff.

8) Vgl. Lukas S. 87 f.

9) Vgl. Lukas S. 153 ff.

10) Ilias XIV, 201; 246.

11) Theogonie v. 116 ff.

12) Übersetzt ist dies Epos von Jensen in Schraders Keilinschriftlicher Bibliothek VI. — Jensen, Die Kosmologie der Babylonier. — Delitzsch, Das babylonische Weltschöpfungsepos. — Zimmern bei Gunkel, Schöpfung und Chaos. — Bezold, Babylonisch-assyrische Texte I. Die Schöpfungslegende. (30 Pfg.)

13) Vgl. Lukas S. 139 ff.

14) Vgl. die Kommentare von Dillmann und besonders von Gunkel. — Nicht-Fachmännern ist am meisten zu empfehlen das große Werk von Ed. Reuß, Das Alte Testament übersetzt, eingeleitet und erläutert; ferner die kleine Schrift von Meinhold, Die biblische Urgeschichte.

15) Wellhausen, Prolegomena zur Geschichte Israels. 3. Aufl. S. 314.

16) Nach Saussaye, Religionsgeschichte II² S. 256 f.

17) Wellhausen a. a, O. S. 312.

18) Hierauf hat zuerst Gunkel, Schöpfung und Chaos, 1895 hingewiesen.

19) Vgl. die Übersetzungen von Kautzsch und Reuß.

20) Vgl. Saussayes und Orellis Religionsgeschichten. — Lukas, Kosmogonieen.

21) Vgl. Zellers Geschichte der griechischen Philosophie.

22) Ideen zu einer jesuzentrischen Weltreligion. 2. Aufl. 1904. S. 63 ff. — Pantheismus oder Theismus? Preußische Jahrbücher 1904, Oktoberheft S. 1 ff.

23) In einer seiner vielgelesenen schönen Hilfeandachten: „Die Hilfe" 1901 Nr. 4. und „Gotteshilfe" Band 7, 1902 S. 7 f.